



Wir kommentieren

die Dekadenz der christlichen Zukunftserwartung: Das Bühnenstück «Warten auf Godot» als Phänomen unserer Zeit – Der Mensch der innerweltlichen Hoffnung – Zukunftsgestaltung und Evolution – Pioniere des technisch-industriellen Zeitalters – Was sagt der bundesrepublikanische und eidgenössische Kleinbürger dazu? – Und die Christen?: Schwund an eschatologischer Erwartung – Wie war die Haltung der Urkirche? – Zusammenhang von christlicher Hoffnung und irdischer Weltgestaltung.

die Frage der missionarischen Anpassung: Verzweiflungsruf eines Missionars – «Wir sind nicht allen alles geworden!» – Das Geisterhaus in Neuguinea – Dort war das Herz des Eingeborenen daheim – Der Missionar baute die Kirche daneben – Die Geister sind nicht überwunden – War man nicht blind für die positiven

Werte der alten Religion? – Organische Verwurzelung der Kirche – Die Christen Neuguineas sollen nicht westliche Christen werden.

Konfessionskunde

Was ist eine Sekte?: Sektentum, ein religionsgeschichtliches Phänomen – Werbekräftiges Sektentum heute – Das geschichtliche Werden des Sektensbegriffes: im frühen Christentum – seit der Reformation – Wesensbestimmung der Sekte: Überbietung der Christusbotschaft – religiöser Individualismus – Ausleseprinzip – extreme Enderwartung.

Kommunismus

Die Freiheit des künstlerischen Schaffens in der Sowjetunion: Der Dichter darf nicht eins werden mit der Staatsgewalt – Ausstellung in Moskau – Der Sowjetgewaltige «explodiert» – Die

Rede Ilitschews: Ablehnung des Formalismus – nicht nur in der Malerei, sondern auch in Musik, Literatur und Film – politische Linientreue der Künstler wird gefordert – Proteste im Namen der Freiheit: Briefe an Chruschtschow – Die Antwort der Partei: der sozialistische Realismus als Kriterium – Werden sich die Künstler fügen?

Porträt

Kardinal Ottaviani, der Sohn aus Trastevere: Eindrucksvolle Persönlichkeit – Keiner so umstritten wie er – Seine Funktion – Eine freudlose Tätigkeit – Seine Tragik – Das menschliche Herz – Mauern gegen die Feinde.

Bibel

Neue Papyrusfunde: Apostelgeschichte – Deuteronomium – Johannesevangelium (Papyrus Bodmer XVII – XVIII – II – XIII).

KOMMENTARE

Christliche Zukunftsverheißung und weltliche Zukunftsgestaltung

In dem Bühnenstück des irischen Dichters *Samuel Beckett* mit dem sonderbaren Titel «*Warten auf Godot*» treten insgesamt nur zwei Personen auf: zwei Vagabunden sind hier die Stellvertreter der ganzen Menschheit. Das Stück hat außerdem gar keine eigentliche Handlung. Es wird in diesem Stück zwar viel gesprochen, viel geschwätzt; es wird auch ab und zu geschwiegen; doch sonst passiert so gut wie nichts. Die beiden Vagabunden stehen herum und vertreiben sich die Zeit; sie reden dummes Zeug daher, machen große Sprüche, packen aus mit ihren kleinkarierten Wünschen und Plänen und Begierden. Nur ab und zu, da sprechen sie von einem Unbekannten, Geheimnisvollen, von einem Mann mit Namen «Godot», auf den sie warten und der noch kommen soll. Wer ist denn dieser «Godot», von dem da wiederholt die Rede ist? Das weiß man eben nicht. Godot ist irgendeiner, ist irgendetwas, ist irgendein Ich-weiß-nicht-wer. Vielleicht ist Godot einer, der garnicht kommt. Man hat ihn eigentlich noch nie gesehen. Es wäre durchaus möglich, daß dieser Godot gar nicht existiert. Und wenn am Schluß der Vorhang fällt, dann sind die beiden immer noch allein.

Weil es sich hier um surrealistisches Theater handelt und weil die sinnlose Absurdität zu dessen Stilelementen gehört, wäre es wohl verfehlt, wollte man aus diesem Stück alles Mögliche und Unmögliche an Tiefsinn herauslesen, bzw. erst hineinlesen

und hineininterpretieren. Trotzdem liegt es nahe, in diesem «Warten auf Godot» eine (vielleicht unbewußte) dichterische Artikulation unserer geistigen Situation zu erblicken: ein Bild, eine Illustration, eine gewisse Analogie für ein zweifaches Phänomen unserer Zeit, das uns die Frage stellen läßt nach dem Christentum und der Zukunft der Welt.¹

Innerweltlicher Glaube an die Zukunft

Welches sind diese beiden Phänomene? Das erste ist die Tatsache eines mächtigen innerweltlichen Glaubens an die Zukunft der Welt, eines Glaubens, der mehr und mehr dieses zwanzigste Jahrhundert bestimmt. Es ist die Zuversicht, die – im Osten wie im Westen – auf einen neuen Menschen und eine neue und bessere Gesellschaft hofft, und zwar «neuer Mensch» und «neue Gesellschaft» nicht etwa als gottgeschenkte Erfüllung einer eschatologischen Verheißung, sondern als durchaus innerweltliches Resultat der eigenen Planung, der eigenen Welt-eroberung und Weltgestaltung, als Endergebnis technisch-organisatorischer Maßnahmen und einer totalen Daseinsbewältigung aus eigener Kraft. Dieser diesseitige Zukunftswille, dieses «Prinzip Hoffnung», um mit dem Marxisten Ernst Bloch zu reden, ist in der Tat ein wesentliches Merkmal unserer Zeit.

¹ Zu den Überlegungen von Akademiedirektor H. Gehrig (Freiburg im Breisgau) siehe auch die früheren Beiträge der «Orientierung» zum heute so aktuellen Thema «Christentum und die Zukunft»: 1962, S. 165 f., 171 ff., 183 ff. – 1963, S. 15 ff.

Manche Schriftsteller werden nicht müde, jene mächtigen Stürme an Zukunftsglauben und Zukunftszuversicht enthusiastisch zu beschreiben, die nach ihrer Meinung den neuzeitlichen Globus umkreisen: ein Erwachen, das durch die jungen Völker geht, ein leidenschaftlicher Wille zur Planung und Gestaltung des Neuen, der in allen Kontinenten die Büros der Ingenieure und Architekten, die Raketenprüfstände am Kaspischen Meer und am Cap Canaveral, die Laboratorien in Leningrad und Berkeley und Cambridge, die Operationsräume der Herzspezialisten und Gehirnochirurgen, die Versuchsanlagen der Nahrungsmittelchemiker und Biologen und die Plenarsäle der internationalen Gremien durchweht. Neben diesem faszinierenden Pathos einer innerweltlichen Zukunftsgestaltung und Evolution läßt sich freilich vom Nüchterndenkenden kaum übersehen, daß eine Vielzahl von Menschen – vielleicht sogar die Mehrzahl – gegenüber diesen Programmen und Planungen merkwürdig unbeteiligt und apathisch und fast geschichtslos bleibt: daß diese Menschen wie ihre beiden Vertreter im «Warten auf Godot» dahinvegetieren, daß sie nur herumstehen und nichtssagendes Zeug daherreden und sich die Zeit vertreiben, daß sie mit ihrem kleinen Glück des Tages bereits zufrieden sind. Die Zukunft unserer Welt ist solchen Menschen letztlich gleich: sie hoffen nicht, sie warten nur. Und so stoßen wir immer wieder auf die Tatsache, daß es nicht nur die Zukunftsgläubigkeit des östlichen Marxismus gibt und das Sendungsbewußtsein eines «American Way of Life», sondern daneben und dazwischen immer auch den sowjetischen und amerikanischen, bundesrepublikanischen und eidgenössischen Kleinbürger, den das alles gar nicht zu berühren scheint. Es ist ein Mensch, der vielleicht Bücher wie jenes von Robert Jungk «Die Zukunft hat schon begonnen» kauft und zum Bestseller macht, der vielleicht sogar ein solches Buch mit großem Interesse liest, der aber letzten Endes und im Grunde genommen geschichtslos und darum zukunftslos und innerlich an dieser Zukunft unbeteiligt auf irgendeinen «Godot» wartet. Das wäre also das erste: dieser leidenschaftliche und beinahe «missionarische» Zukunftswille, wie er die Pioniere des technisch-industriellen Zeitalters in Ost und West bewegt, und daneben die beinahe geschichtslose Lethargie vieler Menschen – auch vieler Christen.

Verstümmelte christliche Zukunftsbotschaft

Das zweite aber wäre die merkwürdige Tatsache einer Verstümmelung der christlichen Zukunftsverheißung, einer gewissen Dekadenz der Eschatologie im Bewußtsein der Gläubigen. Wenn in dem erwähnten Theaterstück von Samuel Beckett gelegentlich von einem gewissen «Godot» die Rede ist, und wenn selbst bei genauerem Hinhören nicht so recht klar werden will, wie er nun eigentlich heißt – «Godot», oder «Gott», oder sonst so ähnlich –, und wenn man diesen Unbekannten, Geheimnisvollen doch nie vor Augen kriegt, dann will es fast scheinen, als ob hier eine Anzeige enthalten sei für eine gewisse Verstümmelung der christlichen Botschaft in unserer Zeit, für jenen merkwürdigen Schwund an eschatologischer Erwartung gerade auch in den Herzen der Christen. Wenn für die liberale Theologie des 19. Jahrhunderts das Wort von Troeltsch: «Das eschatologische Bureau ist meist geschlossen», noch gelten konnte, dann ist heute freilich die Feststellung richtig – zumindest, was die Theologie betrifft – daß dieses Büro seit ein paar Jahrzehnten gewissermaßen «Überstunden macht». Es gibt in der Theologie der Gegenwart durchaus eine Rückbesinnung und Neubesinnung auf das Eschatologische der Botschaft Jesu. Man muß da aber noch unterscheiden zwischen kirchlicher Verkündigung, bzw. deren theologischer Erhellung auf der einen Seite und dem Glaubensbewußtsein des durchschnittlichen Christen auf der andern Seite. Wenn wir den Glauben des durchschnittlichen Christen etwas näher sondieren, dann gewinnen wir allerdings den Eindruck, daß die Botschaft Jesu von Weltgericht und Wiederkunft, vom neuen Himmel und von der neuen Erde seit dem

Mittelalter seltsam blaß und blutleer geworden ist und daß auch der Christ sehr leicht ins Stottern gerät, wenn von Himmel und Hölle und den Endereignissen die Rede ist, und daß er dann auf einmal nicht mehr so richtig weiß, ob der Unbekannte nun «Gott», oder «Godot», oder sonstwie heißt und ob er überhaupt noch kommen wird. Sicher gibt es die Sekten. Bei ihnen ist das Eschatologische und Apokalyptische der Botschaft Jesu in bestimmter Hinsicht noch mehr präsent als bei den übrigen Christen. Aber gerade die Sekten haben die eschatologische Verheißung Jesu Christi in eine falsche Jenseitigkeit abgeschoben und dadurch – eben auf ihre Weise – die christliche Zukunftsbotschaft verstümmelt.

Betrachten wir demgegenüber das Lebensgefühl der Christen in der Urkirche, dann war dieses Lebensgefühl geprägt von einer großen Zuversicht, wie wir dem Zeugnis des Neuen Testaments entnehmen können. Von der Zuversicht nämlich, daß Christus, der Herr ihres Glaubens, früher oder später (aber lieber früher als später) erneut auf diese Erde kommen wird, um dieses ganze verworrene Leben in Ordnung zu bringen und all das Bruchstückhafte, Fragwürdige und oft so Fragmentarische, all das Anfängliche und Embryonale in dieser unserer Welt in einem neuen Himmel und einer neuen Erde zu vollenden. Aber diese Parusieerwartung hat die biblischen Christen nun keineswegs gehindert, etwa eine Geschichtstheologie zu entwerfen oder gewisse soziale Spannungen zwischen Herren und Sklaven auszuräumen oder sonst irgendwelche durchaus irdische, ja banale Details ins Auge zu fassen und zu regeln, wie zum Beispiel die Haartracht der Frauen beim Gottesdienst, oder dergleichen mehr. Sie hatten also in ihrer eschatologischen Zukunftserwartung auch noch die unbefangene Selbstverständlichkeit, in dieser Welt noch allerlei zu ändern und zu verbessern, bis Christus selber wiederkommt und sie vollendet. Und so stellt sich ganz von selbst die Frage, ob vielleicht ein innerer Zusammenhang besteht zwischen der Lethargie, der Passivität vieler neuzeitlicher Christen gegenüber der innerweltlichen Zukunftsgestaltung einerseits und der gleichzeitigen Ermüdung ihrer eschatologischen Zuversicht andererseits. Oder anders gefragt: Gibt es einen Zusammenhang von Eschatologie und Weltbewältigung, von göttlicher Zukunftsverheißung und menschlicher Zukunftsplanung, einen Zusammenhang also von jener großen endzeitlichen «Christus-Hoffnung» und unserem innergeschichtlichen Handeln in der Welt?

Man wird diese Frage bejahen müssen: Denn so sehr der Christ auch ein Bürger ist der künftigen Welt und nicht nur Träger der jetzigen, so hat er doch sein Heil in dieser Welt zu wirken und darum auch in dieser Welt zu leben, die heute vor einer neuen Phase ihrer Geschichte zu stehen scheint und darum auch so voll ist von innerweltlichen Aufgaben und Zielen. Und vielleicht ist es gerade die Zerschneidung dieses inneren Bandes zwischen Hoffnung und Handeln, zwischen der christlichen Eschatologie und dem christlichen Dienst an der Welt, die sich so unheilvoll auswirkt in unserer Zeit. Die Verwandlung und Degradierung der christlichen Hoffnung in einem zuerst halbchristlichen und später ganz verweltlichten Fortschrittsglauben hängt damit wohl ebenso zusammen wie jener passive, individualistische Jenseitsglaube, der die Welt sich selber überläßt. Die Zerschneidung des inneren Zusammenhanges von Eschatologie und Weltgestaltung geht letzten Endes auf Kosten beider, da sie beide entarten müssen, wenn die christliche Hoffnung nicht mehr wirksam ist für die Zukunft der Welt. *Helmut Gebrig*

Geisterhaus und Kirche

Einer der Grundsätze christlicher Weltoffenheit lautet: «Ich bin frei gegenüber allen und kann mich zum Sklaven aller machen, um möglichst viele zu gewinnen . . . Allen bin ich alles geworden» (1 Kor 9,19–22). Mit dieser Formel radikaler Aufgeschlossenheit allem Menschlichen gegenüber entschied sich das Christentum bereits am Anfang seiner Geschichte für die

Missionierungsmethode der höchstmöglichen Anpassung. Der nachfolgende Kommentar ist gleichsam ein Verzweilungsruf eines Missionars: «Wir sind nicht allen alles geworden und unsere Missionierung zerstört oft das menschlich Wertvolle!» Die Schilderung eines konkreten «Falles» wirft eine ganze Reihe grundsätzlicher Fragen auf: Wo liegen die Grenzen der christlichen Anpassung? Inwieweit kann diese Anpassung nicht nur den Kulturen, sondern auch den Religionen gegenüber verwirklicht werden? Unser Kommentar schlägt keine Lösung vor. Die echten Lösungen müssen immer mühsam errungen werden.¹ Doch kann kein Christ an diesem Problem gleichgültig vorbeigehen. Die grundsätzliche Frage der Anpassung stellt sich nicht nur den Missionaren, sondern auch der ganzen Christenheit und auch jedem einzelnen Christen (was die Bewältigung seiner konkreten Situation in der Welt betrifft).

Die Redaktion

Beherrschend steht auf dem Dorfplatz Neuguineas das Geisterhaus. Es ist das größte Gebäude des Dorfes, ähnlich wie in unseren Gegenden die Kirche, und das ganze Leben, Geburt, Heirat und Tod, hat hier seine geistige Mitte. Es gibt keine Scheidung zwischen Geistlich und Weltlich. Das Geisterhaus durchdringt mit seinem Einfluß die Gedanken, Worte und Werke des Kanaken von früh bis spät, und nichts kann ohne die Geister geschehen, die dort wohnen und gnädig oder ungnädig gestimmt sind, je nachdem man ihnen gegenüber seine Pflichten erfüllt oder nicht.

Im Geisterhaus schlafen die Männer, wenn sie Vollmitglieder des Stammes geworden sind. Hier versammeln sie sich zu den Beratungen und Entscheidungen über Krieg und Frieden, über Leben und Tod, Gesetze und Traditionen. Hier wird die Jugend geschult und ins Stammesleben eingeführt, bis sie nach dem feierlichen Vollzug der Initiationsriten in den Kreis der Alten aufgenommen wird. Hier wird das geistige Erbgut des Stammes gehütet und weitergegeben in den überlieferten Geschichten und Mythen. Hier werden die heiligen Geräte aufbewahrt und bei zahllosen Kulthandlungen verwendet. Hier werden die Geister durch Opfer besänftigt und für frohe Ereignisse in nächtelangen Tänzen bedankt. Hier ist das Beste gerade gut genug, und alle künstlerische Begabung kann sich hier sinnvoll betätigen. Hier ist das Herz des Kanaken daheim, hier füllt es sich mit Liebe und Haß, hier steigen klagend oder jauchzend seine Gebete empor, hier findet es Stütze und Halt.

Nun kam eines Tages der weiße Missionar, baute neben das Geisterhaus seine Kirche und eröffnete so das Ringen um die Kanakenseele. Er baute neben die Kirche noch eine Schule und gewann durch seine geistige Überlegenheit die Kanakenjugend. Bald wußten es alle: wer vorankommen will, der muß sich in der Schule sein Wissen holen, denn die Stammesältesten besitzen es nicht. Wenn früher die Geisterflöten ertönten, glaubten Frauen und Kinder fest, die Geister selber würden sie blasen. Der Missionar wies nach, daß nicht die Geister, sondern die Männer die Flötenbläser waren. Alle glaubten, bei den Maskentänzen würden die Geister selber tanzen. Der Missionar erklärte: es sind wiederum nur die Männer, die sich tanzend in die Art der Geister hineinleben. Frauen und Kinder glaubten, die Schweineopfer würden von den Geistern verzehrt. Der Missionar sagte: ich habe es selber gesehen – nicht die Geister, sondern die Männer verzehren das Mahl. Sie haben euch bisher betrogen; was sie euch sagten ist Lüge.

Für das Kanakenherz war es aber keine Lüge und kein Betrug. Vielleicht fehlte ihm die Fähigkeit, das Erlebte in Worte zu fassen, aber es erlebte wirklich die Geister, wenn die Flöte erklang, es sah sie lebendig vor sich bei den Tänzen, wenn die Masken gespenstisch glitzerten in der Tropennacht, und auch die Tanzenden fühlten sich in ihren Masken als Geister, eins mit ihnen für kurze, aber selige Stunden. Sogar der weiße Missionar selber, der einmal eine Nacht im Dunkel des Geisterhauses verbracht hat und dort die Flöte hörte, begleitet oder abgelöst vom Klang der verschiedenen Trommeln, dazu den

Gesang der Kanaken, wußte nachher, wie leicht diese Umgebung das nüchterne Denken überspielen und die merkwürdigsten Dinge glauben machen kann. Aber konnte ihn das mit dem Geisterhaus versöhnen? Konnte es auf die Dauer neben seiner Kirche bestehen bleiben? War es nicht Quelle finstersten Heidentums? Wurden dort nicht Morde geplant? Waren die Initiationsriten nicht zum Teil lebensgefährlich für die Kinder? Griffen sie nicht sehr massiv in das Geschlechtsleben der Jugendlichen ein wie ein Hohn auf die christliche Moral? Nein, die Jugend durfte nicht mehr ins Geisterhaus. Sie sollte in der Kirche des wahren Gottes ihre Heimat finden, dort reifen zu voller Mündigkeit und in der Kraft des Siegers von Golgotha ihr Leben christlich gestalten.

Die Geister sind nicht überwunden

Aber das alles ist sehr viel leichter gesagt als getan. Die Autorität des Missionars verhindert jetzt unsittliche Riten. Zugleich hören aber alle heidnischen Riten auf, auch viele gute. Der junge Mensch wird nicht mehr an den Stammeskodex gebunden, fühlt sich über die sozialen Gewohnheiten der alten Eltern erhaben und hält leicht alles Bisherige für verächtlich. Die falsche Moral ist gefallen, die rechte Moral erlebt aber deswegen noch keinen Aufschwung, denn bis ein ganzer Stamm einmal völlig mit der christlichen Moral verwachsen ist und nach ihr wertet und urteilt, vergehen Generationen. In der ersten Generation aber stellen die Alten mit Erbitterung fest, daß die Jugend ihnen nicht nur entfremdet ist, sondern daß ihre sittliche Lebensführung sogar vielfach schlechter ist als die der vergangenen Generation. Das ist die Rache der Geister, und da man sie nicht mehr in der Öffentlichkeit des Geisterhauses versöhnen darf, geschieht es heimlich im Busch.

Das Haus auf dem Dorfplatz verschwindet. Es zerfällt in wenigen Jahren, weil es aus Holz gebaut ist, und niemand errichtet es neu. Aber die Geister sind nicht überwunden. Sie sind in die Wildnis gewandert und dort wirken sie weiter, von der Öffentlichkeit nicht beobachtet, vom Missionar oft nicht einmal geahnt. Der Geisterkult mag verwildern. Was heilige Zeremonie war, mag zügellose Orgie werden, aber es lebt und strahlt aus, so daß bald auch die Christen wiederkehren und teilnehmen. Sie führen ein religiöses Doppelleben, der geheime Geisterkult im Busch aber hat die größere Kraft. Auf dem Dorfplatz steht nur noch die Kirche, aber wenige Schritte weiter beginnt schon der Busch und er ist nun weit und breit wie ein einziges Geisterhaus, obwohl nur der Himmel sein Dach ist.

Auch die westliche Zivilisation, die mit dem weißen Missionar kam, hat den Kampf gegen das Geisterhaus aufgenommen. Ihre Wertordnung ist von Arbeit und Leistung bestimmt. Nur die greifbaren Dinge sind wichtig. Besitz und Genuß sind alles. Wie schnell gehen die Kanaken darauf ein! Sie arbeiten jetzt, um ein Beil zu erwerben. Stundenlang, tage- und wochenlang arbeiten, nur um eine Schlitztrommel für das Geisterhaus durchzubrennen oder eine schöne Maske zu schnitzen wie früher, das ist sinnlos geworden. Die Kunst ist tot. Soviel als möglich will der Christ es dem Europäer oder Amerikaner gleichtun. Volksverbundenheit bringt dabei gar nichts ein. Aus dem Busch aber flüstern die Geister: Es waren unsere Ahnen, die alle Güter des Weißen schufen. Die Schiffe an unseren Küsten sind von den Ahnen geschickt, die aus dem Reich der Geister heraus für uns sorgen wollen, aber der weiße Mann enthält uns die Güter vor. Eigentlich sind es unsere, er hat sie uns geraubt, nicht selber von den Geistern bekommen. Er betrügt uns. Alles, was er sagt, ist Lüge.

Unheimlich, weil ungreifbar, kämpft das Geisterhaus gegen die Kirche. Hat der Missionar Aussicht zu siegen? Was weiß er denn schon von den Tiefen der Volkssprache, auch wenn er sie versteht? Wie wenig kann er Kanakengedanken nach Kanakenart nachdenken! Wie einsam bleibt er trotz aller Liebe, und wie fremd. Was hat er eigentlich vom Geisterhaus begriffen? Hat

¹ Vgl. J. Neuner SJ.: Auf dem Weg zu einer indischen Theologie, in «Orientierung», 1962, S. 256-257 und 270-274.

er nicht nur das Äußere, Auffallende gesehen und sich vom Negativen überwältigen lassen? Er kam, um das Evangelium zu predigen und dadurch das Reich Satans zu überwinden; aber wird er es überwinden können in Neuguinea, ohne anzuknüpfen an das, was da ist, ohne organisch zu arbeiten? Schöpfung, Paradies, Sündenfall, Fortleben nach dem Tode waren ja längst im Geisterhaus bekannt und sie wurden als Wahrheiten sogar geliebt und gelebt, nur auf Kanakenart. Warum erst alles das zerstören, um es dann artfremd wieder aufzubauen? Warum keine kluge Sprachregelung? Sprachregelung bedeutet hier natürlich gründliches ethnologisches und religionskundliches Studium, aber es wird sich lohnen. Die Taufziffern werden langsamer emporschnellen, aber das Christentum wird tiefer verwurzeln. Jetzt gibt es ganze Gemeinden von Christen, die weniger religiös sind als die vergangene Generation, die das Christentum noch nicht kannte. Sie brachte für das Geisterhaus die größten Opfer und baute und verzierte es jahrelang. Das Geisterhaus war ein Denkmal ihrer Ehrfurcht vor dem Heiligen. Sie kannte die Furcht des Herrn. Die neue Generation der Christen aber baut an der Kirche nur, wenn der Missionar sie bezahlt, uns so wird die Kirche kein Prachtbau, allenfalls eine Hütte in Scheunengröße, deren Elend umso schärfer hervortritt, wenn sie zufällig noch in der Nähe eines alten und prächtigen Geisterhauses sich erhebt. Der Absolutheitsanspruch des Christentums führte zu einer falschen Praxis, weil man blind war für die positiven Werte der alten Religion.

Das alte Geisterhaus ist zerfallen, aber noch leben solche, die es einmal gebaut haben. Noch leben viele alte Künstler. Noch leben die Geisterfiguren und Masken, noch lebt der Geist des Geisterhauses. Kein Zweifel, wenn es wieder auf dem Dorfplatz stände, wenn die Trommeln dröhnten und die Geisterflöten spielten, würde all das Alte mit Wärme wieder wach werden in den jetzt so öde gewordenen Dörfern.

Organische Verwurzelung der Kirche

Warum sollte die neue Kirche nicht einheimisch werden wie das «Geisterhaus», mit schönem, geschwungenem Vordach, mit kräftigen Malereien und Schnitzereien im Innern? Sind große und kleine Trommeln nicht besser als importierte Glocken und Altarschellen, die rosten? Warum sollen wir nicht gelegentlich ein Fest auszeichnen nach Kanakenart? Es gilt, unter die alten, herrlichen Melodien christliche Texte zu legen. Warum sollen wir die großen Tatsachen der Heilsgeschichte, die für die ganze Menschheit bestimmt sind, in semitischen Bildern und Sprachfiguren vortragen, die den Kanaken unverständlich sind? Wir

WAS IST EINE SEKTE?

Das Sektentum¹ ist ein religionsgeschichtliches Phänomen, dem man in allen Hochreligionen begegnet. Das Christentum macht keine Ausnahme davon. In dem Urzeugnis des Christentums, in der Hl. Schrift des Neuen Testaments, steht sogar prophetisch das geheimnisvolle, uns fast unverständliche Wort: «Es muß ja auch Spaltungen (haereses) unter euch geben, damit die Bewährten in eurer Mitte offenbar werden» (1 Kor 11, 19). Auf Grund dieses Satzes hat man geradezu von einem religiösen «Amt» der Sekte geredet, im Sinne des Augustinuswortes: In der Hand Gottes kann auch ein Irrtum für die Kirche gnadenhafte Heimsuchung, Anlaß und Antrieb zum Fortschritt im Glauben werden.²

Wie nie zuvor tritt heute ein werbekräftiges Sektentum in das religiöse Blickfeld. Es bricht in die Reihen der Kirchengemeinden und besonders in die Massen der Entkirchlichten ein. Es gibt kaum mehr ein Gebiet, das nicht von Sekten heimgesucht ist, und es gibt keine Konfession, die dagegen immun wäre. Insgesamt schätzt man die Zahl der christlich orientierten «Sektierer» auf 20 Millionen. In der Schweiz gehört gut ein Prozent

könnten Bilder und Sprachgut der alten bodenständigen Mythen nehmen: der Sinn ist es ja, die Wahrheit, auf die es ankommt. Die Christen Neuguineas sollen nicht westliche Christen werden. Sie sollen im eigenen Boden verwurzeln. Die besten Obstbäume sind nicht die, die von edlem Samen gezogen sind. Die besten stehen auf wildem Stamm, aber das edle Reis wurde diesem Stamm aufgepfropft. Es bedarf freilich einiger Klugheit, wenn nicht trotz der Veredlung der alte wilde Trieb wieder hervorkommen soll. In bodenständiger Kirche, im einheimischen Klerus, im aktiven Laien sind die Wurzeln voller Lebenskraft vorhanden. Wird diese Wurzel vom Christentum veredelt, dann finden Materialismus und Kommunismus keinen bisher unfruchtbaren Wurzelstock mehr vor. Symbol für dies alles ist das Geisterhaus.

Wir würden dem Volk Neuguineas einen unschätzbaren Dienst erweisen, wenn wir ihm helfen, in die moderne Zivilisation sich einzuleben, ohne die alte Kultur einfach aufzugeben. Niemand sonst als der Missionar und die Kirche können diese Kultur und Kunst des Volkes vor dem Untergang bewahren. Nur sie können das Geisterhaus zur Kirche werden lassen, gewiß keine leichte Aufgabe, aber eine lohnende und vielleicht gottgewollte Aufgabe.

Selbstverständlich muß auch die Einheit der Kirche in der ganzen Welt gewahrt werden, aber diese Einheit fordert ja nicht, daß hundert und mehr Kirchen nach demselben neugotischen Plan gebaut werden. Es ist eine Einheit in der Vielheit gemeint, und zur Vollgestalt der Kirche gehört auch der Beitrag, den Neuguinea aus eigenem Erbe heraus leistet und entfaltet, und auch für Neuguinea muß unsere Glaubensverkündigung eine Frohbotschaft sein. Keine Botschaft aber kann froh machen, die den angesprochenen Menschen nicht liebevoll ernstnimmt.

P. Johannes Karsten SVD, Ordensoberer der Steyler Missionare in Neuguinea, wies kürzlich in einem Rundbrief an seine Untergebenen darauf hin, daß die Ehrfurcht des Missionars vor der einheimischen Kultur gar nicht groß genug sein kann. Es gehe nicht an, das Alte einfach niederzureißen, ohne etwas Besseres und Neues an seine Stelle zu setzen. Auf diese Weise würde man die Menschen nur entwurzeln. «Jedes Volk hat ein Recht auf seine Eigenart, auch in seinem Gottesverhältnis. Wir Ausländer können die Formen, in denen sich das Christentum in Neuguinea arteigen ausprägen wird, nicht im voraus bestimmen. Unsere Aufgabe ist vielmehr die behutsame Ermunterung und Pflege guter Ansätze bei den Eingeborenen selber.»

P. Heinrich Drenkelfort SVD, Rom

der Bevölkerung einer Sekte an. In Deutschland rechnet man mit etwa 900 000 Sektengläubigen. Gegenüber den vielen Millionen Christgläubigen der Großkirchen ist diese Zahl nicht beängstigend. Aber das Bild ändert sich, wenn man bedenkt, daß diese 20 Millionen zu den aktivsten Gläubigen gehören. Sie stellen ein gewaltiges Werbepotential dar. Fast jeder zweite Sektierer verteilt Traktätchen oder Zeitschriften, macht Hausbesuche, um für seine Gemeinschaft zu werben, oder missioniert wenigstens in seinem engsten Bekannten- oder Verwandtenkreis. Der lutherische Pfarrer Kurt Hutten schreibt in seiner Sektenskunde «Seher, Grübler und Enthusiasten»: «Es gibt jetzt schon Kirchen und Missionsfelder, die von Sekten förmlich zerfressen werden. Es haben sich sektiererische Organisationen gebildet, die in kurzer Zeit aus kleinsten Anfängen zu weltweiten Gemeinschaften angeschwollen sind und Missionare in allen Kontinenten unterhalten» (S. 6).

In der Wesensbestimmung der Sekte zeigt jedoch die moderne Konfessionskunde eine große Unsicherheit. Was ist denn eine Sekte? Ist es die Splitterkirche gegenüber der Mutterkir-

che? Ist es die Winkelgemeinde gegenüber der Volkskirche? Ist es das enge Konventikelwesen gegenüber der weltoffenen Großkirche? Ist es die Privatgemeinde gegenüber der staatlich anerkannten Religionsgemeinschaft? All diese Maßstäbe sind schon angelegt worden. In neuerer Zeit wird ihre Gültigkeit in Frage gestellt. Es gibt aber in der Gegenwart kaum mehr einen alleseitig anerkannten Maßstab. Daher ist der Begriff «Sekte» heute keineswegs einheitlich umgrenzt. Die Antworten, die in den Konfessionskunden der verschiedenen Richtungen gegeben werden, sind fast ebenso vielfältig wie die aufgezählten Sekten selber. Es wird von gewissen protestantischen Kreisen der Schweiz heute sogar eine Begriffsbestimmung der «Sekte» gegeben, auf Grund derer die römisch-katholische Kirche als Sekte, ja sogar als «Musterbeispiel» einer Sekte, als Sekte «riesenhaften Ausmaßes» hingestellt wird.³ Es zeigt sich dabei, daß der Maßstab irgendwie standortgebunden ist. Sekte ist letztlich eben nur im Gegensatz zur wahren Kirche bestimmbar. Erst wenn ich weiß, was Kirche ist, weiß ich auch, was Sekte ist. Wir werden jedoch gleich sehen, daß nicht einfach alles, was nicht Kirche ist, deswegen schon Sekte genannt werden kann.

Das geschichtliche Werden des Begriffes «Sekte»

Das deutsche Wort Sekte stammt vom lateinischen Wort «secta», das wieder vom Grundstamm «sequi» = folgen herkommt. Secta bedeutet die Denkweise und Denkrichtung, sei es die politische, die philosophische oder die religiöse Richtung. So wurden z. B. die Anhänger der stoischen Philosophie die «secta» der Stoiker genannt. Die «sectarii» bilden dann die Gefolgsleute, die Parteiglieder dieser oder jener Richtung.

Das lateinische Wort «secta» kommt in der lateinischen Bibelübersetzung des Neuen Testaments siebenmal vor.⁴ In fünf Fällen ist es die Übersetzung des griechischen Wortes «haireisis». Dieses wiederum bedeutet im Hellenismus «Lehre» und vorwiegend sogar «Schule», die im Altertum immer auch die Wahl einer bestimmten Weltanschauung mit sich zog. So werden die Philosophenschulen als «haireisis» bezeichnet. Folgende Momente sind dabei von Bedeutung: Die Sammlung aus einer umfassenden Gemeinschaft heraus und damit die Abgrenzung gegen andere «Schulen»; die selbsterwählte Autorität eines Lehrers; die relativ autoritäre und relativ diskutabile Lehre; der private Charakter all dieser Größen.

Im hellenistischen Judentum kann «haireisis» sowohl eine philosophische wie eine religiöse Schulbildung bedeuten. Nach dem jüdischen Geschichtsschreiber Flavius Josephus sind Essener, Sadduzäer und Pharisäer die drei Schulrichtungen unter den Juden.

Im rabbinischen Judentum heißt der entsprechende Ausdruck «min». Er bezeichnet zunächst allgemein die tolerierten Richtungen und Parteien innerhalb des Judentums. Aber bald bekommt er einen negativen Sinn, indem er nur für die von den Rabbinern bekämpften Richtungen des Judentums gebraucht wird. Der Begriff scheidet also jetzt gewisse Parteien oder Schulen als «häretisch» oder irrig aus. Am Ende des 2. Jh. n. Chr. bezeichnet «min» nur noch den «Andersgläubigen», vor allem den Heidenchristen und Gnostiker.

Der Sprachgebrauch der Apostelgeschichte entspricht ganz dem hellenistischen und frührabbinischen Wortverständnis. Es wird von der «haireisis» der Sadduzäer (5,17) und Pharisäer (15,5) gesprochen. In Apostelgeschichte 26,5 bekennt Paulus, daß er «als Pharisäer nach der strengsten Richtung (haireisis oder secta) der (jüdischen) Religion gelebt habe». Von den Juden wird auch das Christentum als «haireisis» (secta) bezeichnet.

In der Anklagerede vor dem römischen Statthalter Felix führte der jüdische Rechtsanwalt Tertullus über den angeklagten Apostel Paulus aus: «Wir haben diesen Mann als eine wahre Pest erkannt, da er als Führer der Sekte der Nazarener alle Juden in der weiten Welt in Aufruhr bringt» (Apg. 24,5).

Darauf verteidigt sich Paulus mit den Worten: «Ich diene dem Gott unserer Väter auf dem Wege, den sie eine Sekte nennen» (24, 14; vgl. 28, 22).

Im Munde der Christen hat der Begriff haireisis oder secta von vornherein einen suspekten Klang. Wo er als christlicher Fachausdruck im bewußten oder unbewußten Zusammenhang mit griechischen Philosophenschulen oder mit der jüdischen Religion gebraucht wird, ist er von der ersten Zeit an die Bezeichnung für außerchristliche und außerkirchliche Gemeinschaften. Kirche und Sekte sind sachliche Gegensätze. Die Kirche verträgt die Sekte nicht und die Sekte ihrerseits schließt die Kirche aus.

Das deutet schon der Galaterbrief an, wo die «haireisis» zu den «Werken des Fleisches, die das Reich Gottes nicht erben», gezählt wird (5, 20). Im 1. Korintherbrief tritt die Unmöglichkeit der «haireisis» innerhalb des Christentums noch offener heraus. Die «haireisis» berührt das Fundament der Kirche, nämlich die «Lehre» (2 Petr. 2, 1), und zwar in so fundamentaler Weise, daß daraus eine neue Gemeinschaftsbildung neben der Kirche entsteht, die sich gegen die Einheit der Kirche, die wesentlich das ganze Volk Gottes umfaßt, richtet. Als solche gegensätzliche Größe wurde die Sekte auch in der folgenden Zeit verstanden, wie aus den Briefen des Martyrerbischofs Ignatios (gestorben spätestens 117)⁵, aus dem Dialog des Apologeten Justinus (gestorben um 165)⁶ und den späteren Kirchenlehrern wie Ambrosius und Augustinus hervorgeht.⁷

Im Verständnis der Frühkirche ist Sekte folglich eine religiöse Sonderbildung, die durch Lehre und Leben der legitimen, einer Kirche widerstreitet und sich deswegen von der einen und allgemeinen Kirche trennt und ein Eigendasein führt.

Der moderne Sprachgebrauch faßt jedoch den Begriff Sekte enger. Es müßten ja sonst vom katholischen Standpunkt aus alle nichtkatholischen «Kirchen» oder religiösen Gemeinschaften Sekten genannt werden. Aber keine katholische Konfessionskunde, auch nicht das römische Kirchenrecht, reiht zum Beispiel die Kirchen der Reformation unter die Sekten ein.⁸ Zusammen mit vielen evangelischen Autoren folgt hierin die katholische Konfessionskunde dem Wandel der Geschichte, die auch den Begriff Sekte, besonders seit der Reformationszeit, gewandelt hat. Im «Westfälischen Frieden» von 1648 anerkannten «der Kaiser und alle Reichsstände einmütig» die katholische, augsburgisch-lutherische und reformierte Konfession als gleichberechtigte und alleinige Territorialkirchen (§ 7). Die andern christlichen Gemeinschaften, die ohne reichsrechtliche Legitimation neben den anerkannten Konfessionskirchen standen, wurden als Sekten betrachtet.⁹ Mit dem Entstehen der Freikirchen aus den staatskirchlich anerkannten Konfessionen ließ sich der Begriff Sekte noch schwerer fassen. E. Troeltsch suchte das Wesen der Sekte durch eine religionssoziologische Betrachtungsweise schärfer herauszuarbeiten. Sie wurde in neuester Zeit durch eine mehr religionspsychologische Beurteilungsweise ergänzt (G. Krönert). Neuerdings wird wieder mehr die Wahrheitsfrage zum Kriterium zwischen Kirche und Sekte genommen und ein theologisch-christologischer Maßstab gewählt (F. Blanke).¹⁰ Der gegenwärtig beste protestantische Sektenkenner, Kurt Hutten, hält «alle diese Definitionen (und Maßstäbe) als ungenügend oder fragwürdig», auch den Vorschlag Blankes.¹¹ Tatsächlich stellen die Sekten ein so diffuses Konglomerat verschiedenartigster und gegensätzlichster Elemente dar, daß eine einfache Wesensbestimmung kaum möglich ist. Immerhin gibt es bestimmte charakteristische Merkmale, die die Sekte kennzeichnen, wenn auch nicht jede Sekte all diese Merkmale besitzt.

Merkmale der Sekte

1. Die Überbietung der Christusbotschaft durch neue Offenbarung

Die Kirche führt ihren Ursprung auf Christus zurück, der seine Messiasgemeinde auf dem Fundament der Apostel erbaut hat (1 Kor 3,9-11; Eph 2,20). Als diese apostolische Kirche lebt

sie fort in der legitimen Verkündigung der ihr anvertrauten Christusbotschaft, in der Ausspendung der Sakramente und dem einen überkommenen Glauben ihrer Glieder. Sekte ist da, wo eine christliche Gemeinschaft ein neues Evangelium besitzt, wo der Stifter der neuen Gemeinschaft zur überkommenen Bibel gleichsam eine neue Bibel, eine neue verpflichtende Heilsbotschaft hinzufügt.

Die Mormonen besitzen neben der Bibel das hl. Buch «Mormon», die «Goldene Bibel Amerikas», daneben noch «Lehre und Bündnisse» und die «Köstliche Perle», die gleichermaßen als Offenbarungswort Gottes gelten. Die «Christliche Wissenschaft» betrachtet das Buch ihrer Gründerin «Wissenschaft und Gesundheit mit Schlüssel zur Hl. Schrift» als göttlich inspiriertes Wort, an dem nichts geändert werden darf und das neben der Bibel als Lektionar im Gottesdienst gebraucht wird.

Die «Kirche des Reiches Gottes» bekennt sich noch zu den drei «Botschaften» ihres Sendboten Freytag.

Noch klarer tritt das Sektenhafte einer christlichen Gemeinschaft hervor, wo ihr Gründer sich ausdrücklich als neuen Heilsboten, als neuen Christus ausgibt.

Der amerikanische Neger und ehemalige Gärtnergehilfe *George Baker*, geboren 1878, läßt sich von einer großen Anhängerschaft als *father divine*, als fleischgewordener Gott in der Vaterstufe huldigen und macht sich anheischig, das Reich Gottes auf Erden aufzurichten. Der Sachse *Oskar Bernhardt* aus Bischofswerda (1875–1941) gab von 1928 an seinen Gläubigen zu erkennen, daß er *Abd-ru-shin*, Immanuel, der «Menschensohn» sei, ein gleichgeordneter Bruder des Gottessohnes Christus, den er aber überragt durch die neue Gralsbotschaft und die Heraufführung des Gerichtes und Tausendjährigen Reiches. Der französische Postbeamte *Georges Roux* (geboren 1903) von Montfavet bei Avignon hat sich am 25. Dezember 1950 als wiedererschienenen Christus ausgegeben und ließ durch persönliche Boten Papst Pius XII. von der neuen Menschwerdung Christi informieren! Seine Anhänger nennen sich «*Témoins du Christ revenu*». Der holländische Aalfischer *Lou* in Amsterdam (geboren 1898) gibt sich als den wiedergekommenen Christus aus, der die Herrschaft Satans auch im Materiellen brechen will. Er verkündet: «Ich bin die Genesung. Wer mich aufnimmt, wird in gleicher Weise gesund.» Er und seine Anhänger weisen jede ärztliche Hilfe zurück. Als *Lou* in einem Gerichtsfall wegen fahrlässiger Tötung eines lungenkranken Kindes als Zeuge geladen wurde, lehnte er jede Aussage ab. «Ich werde schweigen wie Jesus vor Pilatus.»

Ebenso sektiererisch ist die Auffassung, die ganze lange Geschichte zwischen Christus und dem Entstehungsjahr der eigenen Sekte sei eine bloße Vorstufe oder ein leerer Raum oder eine Kette von Irrungen gewesen. Die wahre Kirche sei erst in der Geburtsstunde der neuen Gemeinschaft wieder in Erscheinung getreten.

Das war für die Mormonen das Jahr 1829, als J. Smith vom Himmel wieder das aaronsche und melchisedeische Priestertum empfing. Das war für die katholisch-apostolischen und die heutigen Neuapostolischen das Jahr 1832, als wieder lebende Apostel bestellt und ausgesondert wurden. Das ist für viele Pfingstler die Wende um 1900, als «der Geist Gottes wieder fiel» und ein «neues Pfingsten» einsetzte.

2. Der religiöse Individualismus

Während der Christ sein Leben aus dem Glauben an das Heil in Christus und aus dem Sakrament der Taufe und des Hl. Mahles empfängt, steht bei der Sekte die persönliche Erleuchtung oder Erweckung, das Revival, im Mittelpunkt. Der Eintritt in die meisten Sekten geschieht im allgemeinen nicht durch die Taufe im Kindesalter, sondern durch eine ganz persönliche Entscheidung und Bekehrung des Erwachsenen. In der Sekte haben nur bewußt und entschiedenen Gläubige Platz. Die Sekte ist die «Gemeinschaft der Freiwilligkeit und des bewußten Anschlusses», schreibt daher Troeltsch in seinem Buch «Die Soziallehren der christlichen Kirchen» (1912, S. 372). Die Entscheidung offenbart sich nicht im nüchternen Glauben, sondern im subjektiven Erlebnis, in der erfahrenen Wiedergeburt, in der Geisttaufe, die die bloße Glaubenstaufe überhöhen muß. Der Sektierer ist erlebnismäßig gewiß, daß mit ihm etwas geschehen ist, und fordert jeden andern auf, es auch an sich geschehen zu lassen. Weil die persönliche Entschei-

dung über alles betont wird, liegt der Hauptakzent auf der moralischen Leistung. Die Sekte huldigt durchwegs einem ethischen Rigorismus, der streng auf die Erfüllung der äußeren Gesetzeswerke schaut. Dieser Rigorismus verleiht der Sekte so gern jenes Gefühl der Überheblichkeit und Selbstgerechtigkeit. Sie fühlen sich als die «Strengen», die «Reinen» und damit als die einzig wahre «Brautgemeinde» Christi. Die Großkirchen, die den Hauptton auf das Erbarmen Christi und seine Vergebung legen, werden als das verdorbene Babel, das von Gleichgültigen und Lauen wimmelt, verachtet. Man hat nicht ganz zu unrecht gesagt: Die Sekte ist arm an Dogma, trieft aber von Moral!

3. Der ausgesprochene Partikularismus (Ausleseprinzip)

Während Christus der Kirche aufgetragen hat: «Lehrt sie alles halten, was ich euch befohlen habe» (Mt 28,20), während also die Kirche die ganze von den Aposteln überkommene Botschaft zu künden und die gesamte Schrift zu bewahren hat, wählt die Sekte bestimmte Teile oder wenige Stellen aus, die sie mit monotonem Pathos immer wieder zitiert und alles davon beherrschen läßt. Sekte ist wie die Häresie eine Auswahl der Wahrheit. Dabei bevorzugt sie dunkle prophetische Bücher wie Daniel und Apokalypse. Die Evangelien und die Apostelgeschichte treten zurück. Der Partikularismus der Sekte äußert sich weiter darin, daß gewisse Forderungen der Schrift oder konkrete, von der Situation geforderte Verhaltensweisen Christi einseitig verabsolutiert werden. Die Sektenleute denken durchwegs «eingleisig». Das Sektentum ist darum gern ein Tummelplatz für Exaltiertheiten, die bis zur frommen Scharlatanerie ausarten können. Aus dem Wort Christi an Petrus: «Stecke dein Schwert in die Scheide», wird z. B. das unbedingte Verbot des Krieges gefordert. Aus der Warnung vor leichtfertigen Schwören wird ein strenges Verbot des Schwörens überhaupt gemacht. Diese Einseitigkeit kann die bizarrsten Formen annehmen.

Aus dem Schriftwort, wir sollen «Unreinheit von jeder Art» meiden und «jede Befleckung des Fleisches und Geistes ablegen» (Eph 5,3; 2. Kor 7,1), folgen die Zeugen Jehovas, daß Tabakgenuß mit wahren Christentum unvereinbar sei. Durch Tabakgebrauch würden nämlich der Körper des Menschen, sein Atem, seine Kleider und sein Heim verunreinigt.¹² Weil der Blutgenuß verboten sei, lehnen die Zeugen Jehovas sogar die medizinisch notwendige Bluttransfusion ab. Erst recht würden sie eher verhungern, als Blutwurst essen. Manche Sekten verbieten jedes Orgelspiel im Gottesdienst, weil in der Bibel nichts von Orgelspiel steht. Die «Kirche des Reiches Gottes» oder die «Himmelstau-Gesellschaft», die die Methoden der Welt durch die Methoden des Reiches Gottes ersetzen will, lehnt grundsätzlich chemische Mittel zur Ungezieferbekämpfung ab. In einem 1956 veröffentlichten Rückblick wird gemeldet, daß die Brüder einen entsetzlichen Kampf gegen das Ungeziefer in der Versuchsstation des Reiches Gottes auszuhalten hatten. Diesen unbedeutenden, fast lächerlichen Dingen wird dann eine Bedeutung beigemessen, als ob sie heilsentscheidend wären für Zeit und Ewigkeit.

In Unkenntnis jeder theologisch-wissenschaftlichen Bibelerklärung wird der Buchstabe der Bibel angebetet, was dem Sektierer die bekannte Sturheit, Enge und Beschränktheit gibt. Aber weil die Sekte es fertig bringt, die Großkirchen in einer völlig belanglosen Frage der Sittlichkeit zu übertrumpfen, beansprucht die Sekte mit einem Schein von Recht das Merkmal der Heiligkeit für sich. So argumentierten z. B. schon die Montanisten, die jede zweite Verheiratung ablehnten, gegenüber der milderen Haltung der Kirche des 3. Jahrhunderts: «Ihr erlaubt den Witwen, von neuem zu heiraten; gut, dann habt ihr aufgehört, wahre Kirche zu sein.»

4. Die Exklusivität (Ausschließlichkeitscharakter)

Während die Kirche Menschheits-Kirche ist, gesandt in die Welt hinein, um allen Menschen das Heil zu bringen (Mt 28, 19), auch die Müßigen an den Wegen und Zäunen, ja die Sünder und Zöllner zum Reiche Gottes zu rufen (Lk 14,23; Mt 9, 11 ff.), während dieselbe Kirche kein Urteil fällt über den

Heilsstand des einzelnen Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche, betrachtet sich die Sekte als die «auserwählte Gemeinde», die 144 000 Gezeichneten (oft buchstäblich verstanden), die aus der verderbten Masse der Menschheit, aus der ganz und gar bösen Welt herausgerufen sind. Die Heilsgrenze fällt mit der Grenze der Sekte zusammen. Nur wer ihr angehört, wird das Heil erreichen.

Die Neue-Welt-Gesellschaft (die Zeugen Jehovas) betrachtet sich als Gottes theokratische Organisation. Wer außerhalb ihrer steht, steht unter der Herrschaft Satans. Wer sich ihr anschließt, ist ein Geretteter. Döllinger hat darum die Sekte definiert als das «stille Häuflein einzelner sich für auserwählt haltender Seelen».¹³ Die Sekte betrachtet sich gleichsam als den Weizen, der sich vorzeitig von der Spreu trennt, ja trennen muß. Für Augustinus ist diese Handlungsweise das Zeichen, daß die Sekte sich selber verurteilt. Denn wäre sie nach dem Wort des Herrn Weizen, dann würde sie bis zum Tag der Ernte die Spreu in der Tenne ertragen.¹⁴

Während die Kirche Welt-Kirche in dem umfassenden Sinne ist, daß sie die Sendung hat, alle Lebensgebiete zu verchristlichen, die ganze Welt zu Gott heimzuholen, während also die Kirche wesentlich kulturbejahend ist, ist die Sekte weltabgewandt und kulturfeindlich. Sie schließt sich oft ghettoartig von der Welt ab. Ihr inneres «Winkeldasein» tut sich in einem äußeren «Winkeldasein» kund. Keine einzige Sekte hat große kulturelle Leistungen in Kunst und Wissenschaft aufzuweisen. Sie flieht ja die Welt. Weltliche Belustigungen wie Tanz, Theater, Kino usw. werden als böse Verstrickungen abgelehnt. (Eine Ausnahme bilden hierin die Mormonen.) Die soziale Frage spielt im allgemeinen keine Rolle bei den Sekten. Sie entfalten wohl oft eine große Liebestätigkeit, aber sie haben kein Sozialprogramm, um die materielle Lage der Menschen strukturell zu verbessern. Höchstens ist bei ihnen eine scharfe Opposition gegen jeden Genuß von Alkohol und Nikotin anzutreffen.

Anmerkungen

¹ An neuester Literatur siehe vor allem: K. Algermissen, *Konfessionskunde*, 1957. F. Blanke (prot.), *Kirchen und Sekten*, 1959. J. Gründler, *Lexikon der christlichen Kirchen und Sekten*, 2 Bde., 1961. K. Hutten (prot.), *Seher, Grübler und Enthusiasten*, 1960. F. X. Remberger, *Was gehen uns die Sekten an?*, 1962.

² «Vieles, was zum katholischen Glauben gehört, wird, wenn es von der leidenschaftlichen Ruhelosigkeit der Irrlehrer angefochten wird, zum Zweck der Verteidigung sorgsamer erwogen, klarer erfaßt und nachdrücklicher verkündet. So wird die vom Gegner angerührte Frage eine Gelegenheit zum Lernen» (De Civ. Dei 16,2,1; 18,51).

³ In der Broschüre «Was sind Sekten», 1951, sagt Fritz Blanke auf Grund seines Sektenmaßstabes: «Darum ist die römisch-katholische Kirche ... eine Sekte» (S. 10). In seinem Führer durch die religiösen Gruppen der Gegenwart, «Kirchen und Sekten», hat F. Blanke den römischen Katholizismus in die Liste der Volkskirchen aufgenommen, aber nur «aus äußeren Gründen, um den herkömmlichen Aufriß nicht zu sehr zu stören» (S. 9). Pfarrer und Redaktor Dr. theol. Heinrich Brunner bemerkt in seiner «Kleinen Sektenkunde», 1951, daß «die römische Kirche das Musterbeispiel einer Sekte» ist (S. 12).

⁴ Apg. 24,5; 24,14; 26,5; 28,22; Gal 5,20; 2 Petr. 2,1; 2,10. Außer Apg. 24,14, wo es für «hodos»=Weg, Lehre steht, und 2 Petr. 2,10 ist es stets die Übersetzung von «haireisis». «Haireisis» kommt sonst nach Apg. 5,17; 15,5; 28,22; 1 Kor 11,19 vor.

⁵ Eph 6,2; Tr. 6,1; Mart. Polyk. epilogium 1 f.

⁶ 51,2 cf. Apol. I, 26,8; Dial. 80,4.

⁷ Ambrosius, Sup. 2 Kor; Augustinus, De vera religione c. 8.

⁸ Daß die lateinische Vokabel «secta» im Kirchenrecht von allgemeinerer Bedeutung ist als das deutsche Wort Sekte, dürfte z. B. eindeutig aus Kanon 2336 § 2 hervorgehen, wo gesagt wird: «Kleriker und Ordensleute, die sich der Freimaurerei (sectae massonicae) oder einer ähnlichen Vereinigung anschließen, müssen dem Hl. Officium gemeldet werden». Vgl. Kanon 1240.

⁹ Selbst noch in der Synode von Eisenach 1855 hielten die Vertreter des protestantischen Staatskirchentums die territorialen Begrenzungen des

5. Die extreme Enderwartung

Die Sekte muß natürlich den entscheidenden Platz im Heilsplan Gottes einnehmen. Ihre Geburt muß den einzigen und letzten Höhepunkt dieser Heilsgeschichte, der nach dem Erscheinen Christi überhaupt noch möglich ist, markieren. Die Sekte leitet die Schlußphase der jetzigen Weltgeschichte ein. Sie selbst hat in dieser Endgeschichte die entscheidende Rolle zu spielen. Sie ist die unmittelbare Botin und Wegbereiterin des bevorstehenden Endes. Sie wird der Bergungsort für die Heiligen in der großen Drangsal am Ende der Tage sein. Sie wird dann als Brautgemeinde des Bräutigams Christi zur himmlischen Hochzeit geführt. Die sektiererische Enderwartung ist weithin Naherwartung. Die Sekte operiert vielfach mit konkreten Endterminen.

Die ersten Adventisten erwarteten die Wiederkunft des Herrn am 21. März 1844. An diesem Tag standen 50 000 Amerikaner, mit festlichen Gewändern angetan, auf freiem Feld und starteten unter jubelnden Gesängen erwartungsvoll gen Himmel. Viele hatten, um durch keine Erdschwere belastet zu sein, Hab und Gut den «Ungläubigen» weggegeben. Ch. Russel, der Gründer der Ersten Bibelforscher, der heutigen Zeugen Jehovas, sagte die sichtbare Wiederkunft Christi für 1914 voraus. Sein Nachfolger Rutherford setzte sie in der Broschüre «Millionen jetzt lebender Menschen werden nie sterben» auf 1925 an. Die Zeugen Jehovas behaupten jetzt noch, Christus werde in dieser Generation kommen. «Nur noch wenige Jahre verbleiben», hieß es im Wachturm 1954 (S. 380). Zeugen, die jetzt ans Heiraten denken, wird gesagt, sie würden «besser tun, einige wenige Jahre zu warten, bis der feurige Sturm Harmagedons vorüber ist, und dann die ehelichen Beziehungen aufzunehmen».¹⁵ Die «Neuapostolischen» predigten und glaubten bis Juli 1960, daß sie mit ihrem betagten Stammapostel Bischoff, der nicht sterben werde, zur Hochzeit des Lammes entrückt werden.

Ein Großteil der Sekten waren oder sind apokalyptische Sekten. Ihre fiebrige Torschlußstimmung erklärt zum Teil die aufgeregte Evangelisation, die noch möglichst viele Auserwählte in die Hürde Christi sammeln möchte.

A. Ebnetter

(Ein zweiter Beitrag: «Kirche und Sekte» folgt.)

kirchlichen Lebens aufrecht und verwarfen all die religiösen Vereinigungen, die nicht im Augsburger Religionsfrieden von 1555 oder im Westfälischen Frieden von 1648 miteinbezogen waren, als «Sekten». In der Schweizer Verfassung von 1848 wurde die freie Ausübung des Gottesdienstes nur «den anerkannten christlichen Konfessionen» im ganzen Umfang der Eidgenossenschaft gewährleistet (Art. 44 Abs. 1).

¹⁰ F. Blanke möchte das Wesen der Sekte schlechthin in der «offenkundigen Irrlehre» sehen. «Eine Sekte ist nichts anderes als eine auf einer Irrlehre beruhende Richtung. Es wäre darum klarer und genauer, wenn wir das oft mißverständene Wort Sekte möglichst meiden und statt dessen Irrlehre sagen würden» (Was sind Sekten?, 1951, S. 4). Darum ist vom reformierten Standpunkt Blankes aus gesehen die katholische Kirche eine Sekte (S. 10). Die sektiererische Irrlehre der römischen Kirche liegt nach Blanke darin, daß sie die Religion des «Und», die «Religion des Bindestrichs» ist. Sie stehe nicht zu dem Bekenntnis «Christus allein», die «Schrift allein», sondern laufe noch andern Meistern nach. Ihr Heilsweg heiße: «Christus und», Schrift und Tradition usw. Wo es aber heiße «Christus und», da sei Sekte vorhanden. Darauf ist kurz zu antworten:

1. Gegenüber den teilweise sehr äußerlichen Maßstäben (z. B. gegenüber dem staatskirchlichen Maßstab) der Sekte hat Blanke mit Recht den Ton wieder mehr auf das Theologische gelegt. Aber sein christologischer Maßstab scheint doch allzu einfach zu sein. Auch evangelische Autoren, darunter gerade beste Sektenkenner, wollen Blanke nicht folgen. K. Hutten schreibt in seinem Werk «Die Glaubenswelt des Sektierers» (1957): «Ich möchte dieser Einstufung (der kath. Kirche als Sekte) nicht zustimmen. Sie wird der Fülle der katholischen Kirche nicht gerecht» (130). Auch O. Eggenberger meint, daß Blankes Beurteilungsweise «das Wesen der Sekte doch etwas vereinfacht, indem Sekte zur Irrlehre reduziert wird». «Indem die Aufmerksamkeit lediglich auf die Lehrgestalt einer Sondergruppe gerichtet wird, besteht die Gefahr, daß man ihre Lebensgestalt zu wenig beachtet» (Wie beurteilt man eine Sekte?, 1955, S. 22).

2. Es gibt verschiedene Sekten, die sich nur auf die Schrift berufen. Der Begründer der Adventisten schrieb seinen Glaubensbrüdern: «Euer

Glaubensbekenntnis ist die Schrift . . . euer Lehrer ist der Hl. Geist und euer Professor ist der Herr Jesus Christus» (Zit. Schriftstudien, Bd. III, 83). Auch die Zeugen Jehovas behaupten, nur der Schrift zu folgen. Ihr Gründer Russel schrieb: «Unser Ziel ist nicht, aus dem Überfluß menschlicher Einbildung zu prophezeien, noch irgend mehr zu wissen, als was in der Hl. Schrift geschrieben steht. Wir halten uns deshalb genau an die Quelle göttlicher Wahrheit und lassen alle menschlichen Klügelien beiseite» (Schriftstudien, Bd. II, S. 11). Nicht anders denken die heutigen Zeugen Jehovas. «Die Bibel ist unser Textbuch. Alles ist auf die Bibel gesetzt» (Jahrbuch 1957, S. 57). «Die inspirierte Hl. Schrift ist unser Gesetz- und Lehrbuch» (Wachtturm, 1958, S. 723). «Die Regel der Schrift ist die Regel, die in Gottes Organisation gilt» (ebd. 1957, S. 58). Die Pariser Weltkonferenz der Pfingstler (1949) bekannte sich in ihrem Manifest «zur vollen Annahme der Hl. Schrift als unserer einzigen endgültigen Autorität in allen Fragen des Glaubens und des Handelns». Trotzdem dürfte Blanke kaum alle Pfingstgruppen zur Kirche rechnen.

3. Das Wort «Die Schrift allein» ist zunächst ein Schlagwort und bedarf genauerer Deutung. Schon Augustinus hat die Feststellung gemacht: «Es kommen die Häresien dadurch zustande, daß die Hl. Schrift, die in sich richtig ist, nicht richtig verstanden wird, und was darin nicht richtig verstanden wird, gleichwohl grundlos und keck behauptet wird» (18. Predigt in Jo.; ebenso Origenes in: Contra Cels.; Irenäus in: Adv. haer. 4,33,8). Luther, der weiß, daß die Bibel immer auch das «Ketzerbuch» ist, hat gerade den «Schwärmern» gegenüber sein Prinzip formuliert,

warum nicht den Schwärmern, die sich auch nur auf die Schrift berufen, sondern der lutherischen Kirche anzuhängen sei. Dieses Prinzip heißt: «Das Zeugnis des Hl. Geistes innen, die Übereinstimmung der Brüder in der Lehre außen» (Tischreden 1531, WATR Nr. 2136). Die Deutung der Schrift geschieht eben nicht einfach «*propria interpretatione*», durch eigene private Auslegung (2 Petr. 1,20 f.).

4. Auch die Formel «Christus allein» tut es noch nicht. Wenn z. B. eine liberale protestantische Theologie in Christus nicht «Gott» verehrt, sondern in Christus nur den idealsten Menschen sieht, dann dürfte für einen positiven Protestanten ein solcher «liberaler Christ» tiefer in der Häresie stecken als ein christusgläubiger Katholik oder Sektenmensch. Jedenfalls schrieb K. Bärth: «Wenn ich heute zur Überzeugung käme, daß die Interpretation der Reformation auf der Linie Schleiermachers-Ritschl-Troeltsch . . . richtig sei, daß Luther und Calvin es wirklich so gemeint haben sollten mit ihrem Unternehmen, so würde ich morgen zwar nicht katholisch werden, wohl aber auch von der vermeintlich evangelischen Kirche Abschied nehmen müssen, vor die Wahl zwischen beiden Übeln gestellt aber in der Tat lieber katholisch werden» (Die Theologie und die Kirche, 1938, S. 339).

¹¹ Evangelisches Kirchenlexikon III, 922.

¹² Der Wachtturm, 1954, S. 173 ff.

¹³ Christentum und Kirche, 1868, S. 222.

¹⁴ Enarr. in Ps. 25,6; PL 36,191 f.

¹⁵ Schau den Tatsachen ins Auge, 1938, S. 40.

DIE FREIHEIT DES KÜNSTLERISCHEN SCHAFFENS IN DER SOWJETUNION

In der illegalen, von jungen sowjetischen Schriftstellern und Lyrikern herausgegebenen Zeitschrift «Phoenix» macht ein gewisser A. Karanin dem sowjetischen Lyriker Jewgenij Jewtuschenko in einem «Offenen Brief» den Vorwurf:

«Der Dichter darf nicht eins werden mit der Staatsgewalt. Wird er es, so verliert er seine Individualität, wird zum Arbeiter am Fließband, dessen Ziel die direkte Apologetik der Staatsgewalt ist und folglich auch aller Laster, die sie in sich trägt.»

In Kreisen der sowjetischen Künstler und Literaten regt sich die Kritik an der staatlichen Bevormundung in der Kunst, an der vom Regime geforderten «Parteilichkeit» des Kunstschaffens und am «sozialistischen Realismus». Der folgende Aufsatz zeigt, wie die kommunistische Partei mit den Kritikern fertig zu werden versucht. Ob sie das wirklich auf die Dauer wird?

Kommunistische Künstler im Westen scheinen eher für die angegriffenen fortschrittlichen Künstler Stellung zu nehmen. – Also gegen die sowjetische Partei!

Die Redaktion

In der Moskauer «Manège» wurde Ende 1962 eine Ausstellung moderner Kunst in der Sowjetunion gezeigt. Bekanntlich besuchte auch Chruschtschow die Ausstellung, begleitet von den obersten Führern der Partei und Regierung. Der Sowjetgewaltige explodierte und erging sich in den heftigsten Schmähungen gegen die ausgestellten Kunstwerke. Es machte den Eindruck einer spontanen Reaktion. Der Besuch und die Demonstration waren aber offenkundig eine überlegte und gezielte Aktion. Den durch die Entstalinisierung aufgebrochenen freiheitlichen Tendenzen in Kunst und Literatur sollte massiv entgegengetreten, die Literaten und Künstler sollten zur Ordnung gerufen und zum ideologischen Gleichschritt mit der Partei zurückgebracht werden. Die Betroffenen zeigten aber keines-

wegs die erwartete Zerknirschung! Es entstanden erregte Diskussionen. Daraufhin griff am 17. Dezember 1962 die Partei offiziell ein. Vor einer Versammlung von Künstlern und Literaten hielt *L. F. Ilitschew* eine Rede, die ein Politikum ersten Ranges darstellt, weil sie zeigt, wie die Partei heute mit den Auswirkungen der Entstalinisierung innenpolitisch zu kämpfen hat.

Die Rede Ilitschews ist in fünf Abschnitte gegliedert, die wir im folgenden wiedergeben.

Der erregte Chruschtschow

«N. S. Chruschtschow und andere Führer der Partei und Regierung besuchten unlängst eine Ausstellung Moskauer Künstler. Sie machten sich dort mit den Werken abstrakter Malerei und des Bildhauers E. Neiswjestnyj vertraut und unterzogen sie einer harten, aber gerechten Kritik. Aller Vernunft unzugänglich, präsentierten sich die abstrakten Schmierereien auf der Leinwand als pathologische Absonderlichkeiten und klägliche Nachahmungen der degenerierten formalistischen Kunst des bourgeois Westens.

‘Ein solches Werk’, sagte N. S. Chruschtschow auf der Ausstellung, ‘ist unserem Volke innerlich fremd. Es lehnt dies ab. Das müssen auch die Leute bedenken, welche Künstler sein wollen, aber Gemälde schaffen, bei denen man nicht weiß, ob sie von Menschenhand gemalt oder mit einem Eselsschwanz gekleckst sind. Sie sollen ihre Verirrungen erkennen und für das Volk arbeiten.’

Auf diese Weise drückten N. S. Chruschtschow und die anderen Genossen ihre Ablehnung des Formalismus und «Abstraktionismus» aus . . . vor allem wegen ihrer Abwendung vom Leben des Volkes und wegen der vorsätzlichen mißgestalteten Darstellung der Wirklichkeit. Die Leninschen Prinzipien der Parteilichkeit und der Volksverbundenheit beruhten und werden immer auf der Grundlage der gesellschaftlichen Ziele und Tätigkeit unserer Partei auf dem Gebiet der Entwicklung der sozialistischen Kultur beruhen.»

Neuerscheinung: Das Konzil. Chronik der ersten Sessio

Die international vielbeachteten Radiokommentare zum Konzil von unserem Chefredaktor *Mario Galli* sind – zusammen mit anderen unveröffentlichten Berichten, Informationen und Porträts – eben in einem Bildband erschienen. Der in den Text hineingeflochtene Bildteil des bekannten Photographen *Bernhard Moosbrugger* illustriert nicht nur die Berichte, sondern setzt auch mit Menschenkenntnis und Humor unerwartete Akzente (Walter-Verlag, Olten, 1963. 144 Seiten, Fr. 7.50). Wir bringen eine kleine «Kostprobe» aus dem Text auf Seite 34.

Ilitschew fährt dann fort: «Vertreter verschiedener Gruppen der künstlerischen Intelligenz» hätten sich in Briefen an das Zentralkomitee gewandt und im Namen der echten marxistisch-leninistischen Kunstauffassung (d. h. der oben genannten Parteilichkeit und Volksverbundenheit, kurz des «sozialistischen Realismus») gegen die Ausstellung protestiert und die abstrakte Malerei «in entschiedenen Ausdrücken» als Zeugnisse der «Mißachtung der realistischen Tradition» angeklagt.

«Die abstrakten Künstler gingen zu aktiven Handlungen über», heißt es in den Briefen; sie würden ihre Werke ausstellen und aufdringlich propagieren.

«Sie geben sich für die einzigen Vertreter der echten Kunst aus und behandeln die Anhänger des sozialistischen Realismus geringschätzig als Konservative.»

«Dieser oder jener verneint sogar die Forderung nach der Verständlichkeit und Zugänglichkeit der Kunst. Fortschrittliche Kunst sei immer unverständlich, da die Massen angeblich die moderne Sprache der Kunst nicht erfassen können.»

Eine «große Gruppe Künstler» habe dem Zentralkomitee der Partei geschrieben:

«Zur Zeit werden durch die Formalisten die Aussagen W. J. Lenins und die Beschlüsse der Partei über die realistische Kunst als veraltet in Zweifel gezogen. Reden und Tätigkeit der Formalisten führen zum Wiederaufleben der durch Parteibeschlüsse verurteilten formalistischen Tendenzen.

Wir wenden uns an das Zentralkomitee der Partei und bitten, uns zu sagen, was an diesen Beschlüssen denn veraltet ist. Wenn die Beschlüsse aber nicht veraltet sind, dann ist das Auftreten gegen diese Beschlüsse in Presse, Rundfunk und Fernsehen als revisionistische Ideologie zu betrachten, als eine Ideologie, die eine uns fremde Überzeugung fördert.»

Die Schreiber dieser Briefe wußten, was sie wollten: die angegriffenen Künstler als kommunistische Häretiker brandmarken. Die Namen der Verfasser werden nicht angegeben.

Beachtlich ist, daß Presse, Rundfunk und Fernsehen der Propagierung einer revisionistischen Kunstrichtung angeklagt werden. Auch mit den sowjetischen Kritikern, die es gewagt hatten, die Bilder der Moskauer Ausstellung als «fortschrittlich» zu loben, wird abgerechnet:

«Wenn man die Artikel solcher 'Theoretiker' liest, überzeugt man sich, daß im Namen der Mannigfaltigkeit in der Kunst versucht wird, die formalistische Einförmigkeit durchzusetzen. Man will Überwindung eines eingebildeten Diktates, um ein tatsächliches Diktat aufzuzwingen: das Diktat des subjektiven Geschmacks, welcher vom Leben der Menschen losreißt und jedem normalen, gesunden Menschen fremd ist. Ja, im Namen desselben wird sogar die dreckige Schmiererei mit dem Ausdruck 'künstlerische Inspiration' beehrt.»

Der «sozialistische Realismus» kommt ins Wanken

Im zweiten Teil seiner Rede befaßt sich Ilitschew nicht nur mit der modernen Malerei. Seine Angriffe wenden sich auch gegen die «formalistischen Strömungen» in der Musik, Literatur und im Film.

«In der Musik z. B. ist der Enthusiasmus für wildes Geheul bei den verschiedenen ausländischen (aber nicht nur ausländischen!) Jazzbands Trumpf. Die Rede ist hier nicht von der Jazzmusik im allgemeinen, sondern vom Mißklang, welcher jeweils auf den Hörer niederprasselt und der nur durch ein Mißverständnis den Namen Musik trägt.»

Und in der Literatur?

«Kürzlich veröffentlichte man Gedichte und Prosawerke, die nach Originalität der Form streben, wobei aber jeder lebensbejahende Inhalt vernichtet wird. Die Gedanken sind verwirrt, und die russische Sprache wird mißgestaltet und verunreinigt.»

Als Beispiel formalistischer Verirrung wird Alexander Jessenin-Wolpin, der Sohn des berühmten Dichters S. A. Jessenin, welcher sich 1925 erhängte, genannt. Jessenin-Wolpin ließ kurz vor seiner neuerlichen Verhaftung einen Teil seiner Gedichte nach Amerika schmuggeln. Ilitschew nennt diesen Dichter einen Anarchisten und Pathologen.

«Im ganzen», meint Ilitschew, «entwickelt sich unsere Literatur und Kunst auf dem richtigen Weg. Unsere schöpferische Intelligenz ist ein zuverlässiger Helfer der Partei bei der kommunistischen Umgestaltung der Welt und in der Erziehung der Werktätigen. Aber gerade deshalb sind auch irgendwelche Abweichungen von der Generallinie der Entwicklung unserer Literatur und Kunst unerträglich. Sie stoßen und werden immer bei unserem Volk auf Protest stoßen, denn es ist fähig, echte geistige Werte von ideologischen Fälschungen und künstlerischen Surrogaten zu unterscheiden.»

Was für Gründe kann daher ein Künstler bei uns haben, von den Grundsätzen des sozialistischen Realismus abzuweichen und Strömungen zu folgen, welche Lenin als formlosestes Grimassenschneiden charakterisiert? Offensichtlich ist diese Erscheinung aber nicht zufällig. Sie bezeugt, daß einige Genossen den Charakter des Kampfes mit den bourgeoisen Ideologien falsch verstehen und die Kompromißlosigkeit unserer ideologischen Haltung vergessen.»

Das kommunistische Regime in Rußland legt größten Wert auf die ideologische Ausrichtung der Literatur und Kunst. In Rußland hat (zum mindesten seit Beginn des 19. Jahrhunderts) vor allem die Literatur einen Einfluß auf die politische und gesellschaftliche Entwicklung des Landes genommen wie in keinem Land des Westens. Kein Wunder, daß die sowjetischen Machthaber ängstlich um die politische Linientreue der Literatur bemüht sind. Darum sagt Ilitschew:

«Wir müssen es als unabänderliche Wahrheit aussprechen, daß die Kunst immer eine ideologisch-politische Ausrichtung hat. So oder anders äußert und verteidigt sie die Interessen bestimmter Klassen und gesellschaftlicher Schichten. Wenn wir mit dieser oder jener Kunstströmung zusammenstoßen, ist die erste notwendige Frage: welchen Interessen dient sie, wozu ruft sie auf, welche sozialen Ideale behauptet sie?»

Proteste im Namen der Freiheit

Ilitschew geht dann (zum Teil in wörtlichen Zitaten) auf Protestschreiben ein, welche N. S. Chruschtschow auf seine Schmähungen hin erhielt.

«An die Adresse N. S. Chruschtschows gingen einige Briefe ein, worin geäußert wurde: Unternimmt doch ja alles, damit sich nicht wiederhole, was in der Periode des Stalinschen Personenkultes geschah!»

Es folgt die auszugsweise Wiedergabe eines gleichzeitig scharf und geschickt formulierten Briefes. Der oder die Briefschreiber werden nicht genannt. Es können aber nur namhafte Persönlichkeiten sein, sonst hätte Chruschtschow sich kaum gezwungen gefühlt, diesen Brief der Öffentlichkeit vorzulegen und den Verfassern untadelige Absicht zuzugestehen. Es hat auch den Anschein, als ob mehr Verteidigungen der «Formalisten» als Anklagen gegen sie eingegangen sind. – Der Brief lautet so:

«Lieber Nikita Sergejewitsch!

Wir wenden uns an Sie, weil Sie am meisten für die Ausrottung der Stalinschen Willkür getan haben.

Mit Freude sahen wir, wie die Partei den Geist Lenins wieder herstellte: Freiheit und Gerechtigkeit. Die Architekten haben die Möglichkeit, moderne Häuser zu bauen. Die Schriftsteller können wahrheitsgetreue Bücher schreiben. Die Komponisten und Dramatiker können wieder frei atmen. Unsere Filmkunst schafft Werke, die sowohl bei unserem Volk als auch im Ausland Anerkennung finden.»

Bezüglich der Moskauer Ausstellung finden diese Autoren: «Eine solche Ausstellung wurde erst nach dem XX. und XXII. Parteikongreß möglich. Wir mögen dieses oder jenes Kunstwerk auf der Ausstellung unterschiedlich beurteilen; wir sagen Ihnen aber in aller Aufrichtigkeit, daß die Kunst ohne Möglichkeit verschiedener künstlerischer Richtungen zum Untergang verurteilt ist.

Wir müssen feststellen, daß man Ihre Worte auf der Ausstellung auf die gleiche Weise auszulegen beginnt, wie es einst unter Stalin geschah. Man nimmt jede Möglichkeit zum Arbeiten oder gar zum Leben!

Wir sind fest überzeugt, daß Sie das nicht wollten, und daß das nicht Ihre Auffassung ist. Wir wenden uns mit der Bitte an Sie, auf dem Gebiet der bildenden Kunst keinen Rückfall in die früheren Methoden, welche den Geist töteten, zuzulassen.»

Die Antwort der Partei

Man muß sagen, die Briefschreiber griffen Chruschtschow geschickt mit seinen eigenen Waffen an.

Wie antwortete die Partei durch Ilitschew?

«Zweifellosgeschehen diese Ausrufe aus einer tiefen Beunruhigung und dem aufrichtigen Wunsch um gedeihliche Entwicklung der Literatur und Kunst.»
«Aber die Autoren der Briefe verwechseln offensichtlich zwei verschiedene Fragen. Eine Frage ist die der schöpferischen Solidarität der Literaten und Künstler auf marxistisch-leninistischem Boden, eine andere Frage aber ist die der Beziehung zu den verschiedenen fremden ideologischen Richtungen in der Kunst....»

«Wir müssen volle Klarheit schaffen: eine weltweite Koexistenz der sozialistischen und bourgeoisen Ideologie war nie möglich und ist nicht möglich. Die Partei trat immer gegen die bourgeoise Ideologie und deren verschiedene Erscheinungsformen auf, und sie wird immer dagegen auftreten. Der Weisung W. J. Lenins folgend, forderte die Partei immer die 'Parteilichkeit' in der Literatur, und sie wird sie immer fordern ...

Wir haben kein Recht, die Gefährlichkeit der verschiedenen bourgeoisen Ideologien auf dem Gebiet der Literatur und Kunst zu unterschätzen. Die Idee der ideologischen Koexistenz ist nichts anderes als ein Verrat an den Interessen des Marxismus-Leninismus und des Sozialismus.»

Das ist eine Fehlhaltung, aber das muß man sagen, die Kommunisten sind von ihrem Standpunkt aus konsequent. Die gleiche kommunistische Konsequenz zeigt sich auch in Ilitschews Erklärung über die Freiheit:

«Erinnern Sie sich, wie W. J. Lenin gegenüber der echten Freiheit, die nur Freiheit für das Volk sein kann, die demagogischen Versuche, ein anarchistisches Verständnis der Freiheit aufzustellen, als eine Freiheit von der Gesellschaft, von der Pflicht gegenüber dem Volk entlarvte.

Wir besitzen die volle Freiheit des Kampfes für den Kommunismus. Bei uns gibt es aber und kann es keine Freiheit für den Kampf gegen den Kommunismus geben.»

Alte Richtlinien für neue Direktiven

Die Stellung der Partei als Hort der Wahrheit wird von Ilitschew im letzten Teil seiner Rede hervorgehoben:

«Die Generallinie der Entwicklung der Literatur und Kunst ist durch das Programm unserer Partei festgelegt. Die Generallinie heißt: Verbindung mit dem Leben, richtige und möglichst künstlerische Darstellung des Reichtums und der Vielgestaltigkeit der sozialistischen Wirklichkeit, inspirierte und markante Wiedergabe des Neuen, echt Kommunistischen und Entlarvung alles dessen, was der Vorwärtsbewegung der Gesellschaft entgegenwirkt.

Die Partei schafft alle Bedingungen für eine erfolgreiche Entwicklung der Literatur und Kunst.

Das höchste Kriterium, das Maß des sozialistischen Realismus, ist die künstlerische und aktuelle Wahrheit, wie hart sie auch sein mag.»

«Unsere Partei unterstützt eine gesunde, lebensbejahende, kritische Richtung in der Kunst des sozialistischen Realismus ...»

«Nachdem der Personenkult Stalins verurteilt worden ist, verwirft die Partei alles, was ein Hindernis auf unserem Weg ist. Aber sie darf es nicht zulassen, daß man unter dem Vorwand des Kampfes gegen den Personenkult die sozialistische Gesellschaft, die sozialistische Ideologie und die sozialistische Kultur untergräbt und schwächt.»

Und noch das Schlußwort der Rede Ilitschews:

«Die scharfen kritischen Bemerkungen der Führer der Partei und der Regierung anlässlich des Besuches der Ausstellung Moskauer Künstler wurden vom sowjetischen Volk als neuer Erweis der Sorge der Partei um unsere sozialistische Kunst aufgefaßt, und sie riefen tiefe Befriedigung hervor.»

Die Diskussion scheint also beendet zu sein. Ob sich die sowjetischen Künstler so rasch und ganz ins Joch fügen werden, darf heute, in der Zeit nach der Ära Stalins, zu Recht bezweifelt werden!

Robert Hotz

Porträt: Kardinal Ottaviani, der Sohn aus Trastevere

Wie ein monolithischer Block erschien auf dem Konzil vielen die Gestalt Kardinal Ottavianis. Man kann nicht leugnen, der Sekretär des Hl. Offiziums ist eine große und eindrucksvolle Persönlichkeit. Ottaviani hat keineswegs am häufigsten in der Konzilsaula gesprochen. Sechs andere unter den Kardinälen und Patriarchen taten es ihm gleich, acht weitere übertrafen ihn. Trotzdem war keiner so umstritten wie er. Teils erklärt sich das aus seiner Stellung an der römischen Kurie. Das Hl. Offizium hat keine Ämter und Würden zu vergeben. Seine Funktion ist zwar eine noble, indem es sich mit der Lehre über Glauben und Sitten befaßt; aber zugleich eine eher negative, indem es ihm obliegt, Abweichungen zu kennzeichnen. Es hängt ihm etwas vom düsteren Charakter der Inquisition an. Auch wenn es nur noch dem Namen nach ein Gefängnis besitzt, so scheint seine Struktur doch noch stark von dem Gründungsdatum 1542 bestimmt. Die Achtung vor der Würde der menschlichen Person findet in seinem Vorgehen einen wenig zeitgemäßen Ausdruck. Man sagt: Kleider machen Leute. Die ständige Handhabung der Glaubensverteidigung im Stil des 16. Jahrhunderts wirkt sich notwendig auf die seelische Haltung der mit ihr Beauftragten aus.

Es besteht nun kein Zweifel, daß die Funktionen des Hl. Offiziums zu den unerläßlichen Aufgaben der kurialen Behörden gehören. Daß aber diese «freudlose» Tätigkeit in einem einzigen und höchsten Amt organisatorisch zusammengefaßt sein muß (das in alle päpstlichen Kongregationen über- und eingreift), das kann wohl schwerlich für eine Zeit bewiesen werden, in welcher der Hauptakzent der kirchlichen Tätigkeit nicht die

Verteidigung des Glaubens, sondern seine Verbreitung ist. Das zu entscheiden ist Sache des Papstes. Der Bischöfe wenig wohlwollende Haltung gegenüber dem Mann, der dieses Amt als getreuer Diener des Papstes mit unbestreitbarer Würde vertritt, bildet einen Teil seiner Tragik. Nirgends trafen wie hier – symbolisch zusammengefaßt – zwei Zeiten der Kirche aufeinander. Aus dem Geist des Hl. Offiziums wurden die ebenfalls unter Ottavianis Leitung erarbeiteten Vorlagen dogmatischer Art geboren. Gerade sie stießen auf den erbitterten Widerstand der Mehrheit unter den Bischöfen. Der Hauptvorwurf wandte sich gegen die richterliche und verdammende Grundhaltung.

Weit gefehlt aber wäre es, aus dem Kardinal einen Unmenschen zu machen. Dem Bäckerssohn aus Trastevere schlägt ein menschliches Herz in der Brust. Der Jurist, der er nach seinem Studiengang ist, hat in keiner Weise den Seelsorger in ihm erschlagen. Vier Hilfswerke für mittellose Buben, Mädchen, Waisen, technische Schüler in Trastevere hat er mit seinem Geld ins Leben gerufen. Er besucht sie fast täglich und ist wie ein Vater unter seinen Kindern.

Man kann Trastevere auf die Welt erweitern: Wer unter dem Aspekt der Seelsorge ihm ein Anliegen vorträgt, wird mit Sicherheit auf Verständnis und Hilfe bei ihm rechnen können. Man sage nicht, er führe ein Doppelleben, als Beamter und als Privatmann. Er ist eine geschlossene Persönlichkeit. Er sieht das Recht im Dienst der Liebe. Aber die Liebe nimmt bei ihm die Gestalt des Mauern- und Zäunemachens an zum Schutz der Seinen, der Herde Christi, gegen den Feind, der umgeht wie ein brüllender Löwe. Den Feind sieht er überall, schleichend in neuen Lehren, drohend im Kommunismus, verderbend im sittlichen Leben. Mauern will er bauen. So viele Mauern, sagen seine Gegner, daß man vor Mauern die Stadt nicht mehr sieht.

M. v. G.

Neue Papyrusfunde

Papyrus Bodmer XVII

Actes des Apôtres. Epîtres de Jacques, Pierre, Jean et Jude. Publié par Rodolphe Kasser. Bibliotheca Bodmeriana, Cologny-Genève, 1961, 270 Seiten, Fr. 55.—

Ein umfangreicher Kodex. Umfaßt er doch 264 Seiten. Sie waren ursprünglich auf 16 Hefte zu je 8 Blättern und ein 17. Heft zu 4 Blättern verteilt. Das ist eine wahrscheinliche Berechnung. Denn der Kodex ist in einem Zustand an die Bibliotheca Bodmeriana gekommen, in dem die Hefte in Einzelblätter aufgelöst waren. Es wird vermutet, daß der Kodex sehr lange Zeit in der Erde gewesen sein muß, wo Wasser in ihn eindrang und den Fäulnisprozeß so weit vorantrieb, daß alle Ränder der Blätter angefault sind. Ein Teil der Blätter war bereits in Fragmente aufgelöst. Gewisse Fragmente sind offenbar bei der Ausgrabung des Kodex verloren gegangen. Deshalb sind von den katholischen Briefen nur mehr kleine Fragmente vorhanden, während die Apostelgeschichte fast vollständig ist.

In seiner Einleitung weist der Herausgeber R. Kasser auf eine Beobachtung hin, die uns eine lebendige Vorstellung von der Mühsal eines Kopisten vermittelt. Der Kopist lebte offenbar in einem Milieu und zu einer Zeit, in der die Tendenz bestand, den Diphthong «ei» wie ein «i» auszusprechen. So hatte er natürlich die Neigung, der Gewöhnung seines Ohres zu folgen und «i» statt «ei» zu schreiben. Die von Kasser durchgeführte genaue Untersuchung der Orthographie des Kodex zeigt nun, wie der Kopist anfänglich tapfer und erfolgreich gegen seinen natürlichen Hang angekämpft, schließlich aber der Ermüdigungsercheinung erlegen ist. Sein Fleiß war am Anfang so groß, das richtige «ei» statt des falschen «i» zu schreiben, daß er 21mal «ei» geschrieben hat, wo das einfache «i» hätte stehen sollen. Trotzdem ist es ihm in dem aufmerksam geschriebenen Teil der Apostelgeschichte 61mal passiert, «i» statt des richtigen «ei» zu schreiben. Kasser konnte ziemlich genau feststellen, wo des Kopisten Aufmerksamkeit nachzulassen begann, nämlich zwischen dem Kapitel 21,27 und dem Kapitel 22,5 der Apostelgeschichte. Von da an hat er 171mal «i» statt «ei» geschrieben, also – wenn man die verschiedene Länge der beiden Teile berücksichtigt – 7½mal öfter als im ersten Teil.

Man mag das als Kuriosität empfinden. Tatsächlich ist dieser Sachverhalt für die textkritische Auswertung des Kodex von großer Bedeutung. Denn wenn feststeht, daß die orthographische Aufmerksamkeit ab Kapitel 22 bedenklich nachgelassen hat, so ist anzunehmen, daß sich diese Ermüdung auf die Treue der Abschrift überhaupt auswirkte. Wenn also gegenüber dem in der Ausgabe von Nestle festgehaltenen Text in unserem neuen Kodex Worte fehlen oder Wortveränderungen vorkommen, so dürfen diese Besonderheiten nicht ohne weiteres als Textvarianten angesprochen werden. Es wäre eben sehr gut möglich, daß das Original, das der Kopist abschrieb, in all diesen Fällen mit dem Text von Nestle übereinstimmte; die Abweichungen davon wären dann ausschließlich auf das Versagen des Kopisten zurückzuführen.

Wenn man in der Einleitung von Kasser liest, daß der neue Papyrus Bodmer XVII wahrscheinlich im 6. oder 7. Jahrhundert geschrieben wurde, könnte man enttäuscht sein. Hat er doch nicht entfernt das hohe Alter des Papyrus Bodmer II mit dem Johannesevangelium. Trotzdem zeigt schon ein Blick auf die Liste der Handschriften, daß Papyrus 74 – die offizielle Bezeichnung des neuen Kodex – deswegen nicht bedeutungslos ist. Denn der Codex Bezae mit der Apostelgeschichte entstammt auch erst dem 6. Jahrhundert. Und dieser Kodex spielt in der Textkritik eine wichtige Rolle als Vertreter des westlichen Textes. In der Ausgabe von Nestle figurieren die Varianten des westlichen Textes zur Apostelgeschichte in den Fußnoten. Das bedeutet, daß Nestle sie für sekundäre Änderungen des ursprünglichen Textes hält. Hiermit war aber Matthew Black, der Verfasser des berühmten Werkes «An aramaic approach to the Gospels and Acts» nicht einverstanden. Er meinte, den Nachweis dafür erbringen zu können, daß die Varianten des westlichen Textes Aramaismen enthalten, was beweisen würde, daß der westliche Text näher beim ursprünglichen Text stünde als der sogenannte ägyptische Text.

Ein bekanntes Beispiel einer bedeutsamen Textvariante des westlichen Textes ist Apostelgeschichte 16,35, eine Stelle, die sich auf die Einkerkung des Paulus und Silas in Philippî im Verlauf der zweiten Missionsreise bezieht. Der von Nestle übernommene ägyptische Text lautet in der Übersetzung: «Bei Tagesanbruch schickten die Richter die Amtsdienner mit der Weisung: „Entlaß jene Männer!“» Im Codex Bezae mit dem westlichen Text lautet dieselbe Stelle: «Bei Tagesanbruch kamen die Richter am Ort der Gerichtsverhandlung zusammen. Sie erinnerten sich des Erdbehens und wurden von Furcht erfüllt. Deshalb schickten sie die Amtsdienner mit der Weisung: „Entlaß jene Männer!“» Der westliche Text bietet

also eine genauere Begründung, warum die Richter sich entschließen, Paulus und Silas freizulassen.

In diesem und einigen anderen Fällen, die wir nachgeprüft haben, stimmt der neue Papyrus 74 mit dem ägyptischen Text überein. Es wird nun die Aufgabe der Spezialisten sein, den Papyrus 74 genau zu untersuchen und festzustellen, inwiefern er ein neues Argument in der umstrittenen Textlage der Apostelgeschichte bietet.

Papyrus Bodmer XVIII

Deutéronome I-X, 7 en sahidique. Edité par Rodolphe Kasser. Bibliotheca Bodmeriana, Cologny-Genève, 1962, 228 Seiten.

Die Bedeutung dieses neuen Papyrus zeigt sich am besten, wenn wir kurz einen Blick auf die Kirchengeschichte Ägyptens werfen. Um die Wende vom ersten zum zweiten Jahrhundert muß das Christentum in Ägypten bereits bekannt gewesen sein, da das 1935 veröffentlichte Papyrus-Fragment mit einer Stelle aus dem Johannesevangelium (P 52), das in Ägypten aufgefunden wurde, von den Paleographen dem Jahre 125 zugewiesen wird. Aber die in Ägypten lebenden Christen des 2. Jahrhunderts sprachen griechisch und waren entweder griechischer oder jüdischer Herkunft. Von ihnen gelangte das Evangelium zu den Ägyptern, die ägyptisch sprachen. Infolge der arabischen Entstellung des Wortes «Ägypter» werden die einheimischen Bewohner Ägyptens Kopten genannt, und so heißt auch ihre Sprache koptisch. Die koptische Sprache ist also nichts anderes als die letzte Phase des Ägyptischen. Zunächst war das Koptische nicht eine literarische Sprache, sondern Umgangssprache und dementsprechend in verschiedene Dialekte aufgespalten. In Oberägypten sprach man sahidisch, also jenen Dialekt, in dem Papyrus Bodmer XVIII geschrieben ist. Der unterägyptische Dialekt des Koptischen heißt bohairisch. Als sich unter dem Einfluß der christlichen Mission das Bedürfnis nach literarischer Fixierung geltend machte, übernahm man für die Schreibung des Koptischen das griechische Alphabet, das durch einige Zeichen aus der demotischen Schrift (ägyptische Schrift des 7. Jahrhunderts v. Chr. bis 2. Jahrhundert n. Chr.) ergänzt wurde.

Im Verlauf des dritten Jahrhunderts wurde die Bibel ins Koptische übersetzt. Daß die Übersetzung der Bibel in eine bloße Umgangssprache gar nicht so selbstverständlich ist, kann man aus dem Vergleich mit Spanien ersehen. Die erste katholische Übersetzung der Bibel in die spanische Umgangssprache erfolgte erst in den Jahren 1791–93.

Der Papyrus Bodmer XVIII mit den ersten zehn Kapiteln des 5. Buches Moses in sahidischem Koptisch entstammt nach dem Herausgeber R. Kasser wahrscheinlich dem 4. Jahrhundert. Über Ort und Umstände des Fundes ist nichts bekannt. Der Kodex besteht aus sechs Heften zu je acht Blättern, also 96 beschriebenen Seiten. Dieser Umfang ist nach Kasser insofern nicht absolut sicher, als kein Grund ersichtlich ist, warum der Kodex gerade bei Kapitel 10,7 oder ein paar Verse später schließt. Inhaltlich hat man erst am Ende des 11. Kapitels des Deuteronomiums einen gewissen Einschnitt. Deshalb kann die nach Kasser unwahrscheinliche Hypothese doch nicht mit voller Sicherheit ausgeschlossen werden, daß noch ein siebtes Heft zum ursprünglichen Kodex gehörte. Die ersten drei Blätter mit dem Text Dt. 1, 1–18 und die letzten zwei Blätter mit dem Text Dt. 9, 26–10, 7 sind stark zerstört. Auf den übrigen Blättern ist der Text meist ganz vollständig.

In der Einleitung bietet Kasser eine sehr sorgfältige Beschreibung der technischen Aspekte des Kodex, des Charakters der Schrift und der Besonderheiten des vorliegenden Sahidischen. Abschließend stellt der Herausgeber fest, daß dieser Papyrus «ein treuer und genauer und ohne Zweifel der beste Zeuge für diesen Teil der sahidischen Übersetzung des Alten Testaments ist, den wir haben». So bildet Papyrus Bodmer XVIII eine ausgezeichnete Grundlage für die Textkritik, deren Interesse an den koptischen Bibelübersetzungen darin gründet, daß diesen Übersetzungen oft ein griechischer Text zugrundeliegt, der sonst nicht mehr erhalten ist.

Die von Kasser besorgte Ausgabe enthält die Transskription des Sahidischen, eine französische Übersetzung und eine vollständige photographische Reproduktion des Papyrus.

Papyrus Bodmer II

Nouvelle édition augmentée et corrigée avec reproduction photographique complète du manuscrit. Bibliotheca Bodmeriana, Cologny-Genève, 1962.

Im Jahre 1957 haben wir unseren Lesern den Papyrus Bodmer II, der als Papyrus 66 in die offizielle Liste der neutestamentlichen Papyri eingegangen ist, vorgestellt. Er enthält das Johannesevangelium in einer Abschrift, die um das Jahr 200 herum entstanden ist. Die Bibliotheca Bodmeriana hatte zuerst nur die Kapitel 1 bis 14 erworben und kam erst später in den Besitz der restlichen Kapitel 14 bis 21. Dementsprechend ist Papyrus 66 in zwei aufeinanderfolgenden Bänden publiziert worden.

Die neue, hier anzuzeigende Auflage enthält zum ersten Mal die vollständige, photographische Wiedergabe des ganzen Manuskripts auf 152 Seiten in Form loser Blätter. Die Seiten 151 und 152 enthalten kleinste Fragmente mit oft nur einem Buchstaben, die nicht in den Zusammenhang des johanneischen Textes eingeordnet werden konnten. Der Herausgeber Victor Martin meint, nun könne jedermann ausprobieren, ob es seinem Scharfsinn gelinge, diese kleinsten Fragmente zu identifizieren. Das ist kaum anzunehmen. Denn man ist schon erstaunt, daß es gelingen konnte, andere kleine Bruchstücke bestimmten Stellen des johanneischen Textes zuzuordnen. Die Geduld und Sorgfalt, mit der die Rekonstituierung des Papyrus vorgenommen wurde, verdient vorbehaltlose Bewunderung.

Man möchte wünschen, daß die Religionslehrer an den Gymnasien über diese Ausgabe des Papyrus Bodmer II verfügten, um sie ihren Schülern zu zeigen. Das wäre ein Mittel, den jungen Menschen eine lebendige Vorstellung davon zu geben, welche Unsumme an wissenschaftlicher Arbeit auf die möglichst exakte Aufstellung des Bibeltextes verwendet wird. Das wäre unter anderem eine diesem Alter angepaßte Hinführung zur Ehrfurcht vor dem Bibelwort, die sich in reiferen Jahren zum geistigen Verständnis entfalten könnte.

Die neue Auflage des Papyrus Bodmer II enthält außerdem eine korrigierte und vermehrte Ausgabe des *Supplément*, das die Transkription der Kapitel 14 bis 21 des Johannesevangeliums enthält. Für die neue Auflage wurde noch der Lektor für Papyrologie an der Universität Oxford, J. W. B. Barns, beigezogen. Ein Vergleich mit der ersten Auflage zeigt, daß so viele Textergänzungen und Präzisierungen in der Transkriptionstechnik und im kritischen Apparat dazugekommen sind, daß wissenschaftliche Arbeit ohne diese neue Auflage nicht auskommen kann.

Papyrus Bodmer XIII

Mélon de Sardes: Homélie sur la Pâque. Publié par Michel Testuz. Bibliotheca Bodmeriana, Cologny-Genève, 1960, 153 Seiten.

In einem Artikel über die Erbsündenlehre des Melito von Sardes in der «Scholastik» des Jahres 1949 nennt A. Grillmeier den in Papyrus Bodmer XIII enthaltenen Text «Leidenshomilie und Karfreitagansprache». Hierin folgt er der Interpretation von Campbell Bonner, dem Herausgeber der Schrift von Melito, nach einem allerdings unvollständigen Papyrus-Kodex aus dem 4. Jahrhundert. Mit der Herausgabe des Papyrus Bodmer XIII durch Michel Testuz ist diese Charakterisierung der Schrift von Melito sicher als falsch erwiesen. Denn der neue Papyrus hat am Anfang und am Schluß den griechischen Titel «peri pascha», zu deutsch: über Ostern. Hinzu kommt, daß Melito, der im 2. Jahrhundert lebte, in seiner Kirche sicher keine Karfreitagliturgie kannte. Er war nämlich Quartadezimaner. Er gehörte also zu jener Gruppe von Christen Kleinasiens und Syriens, die Ostern am 14. (quarta decima) Nisan feierte. Das Fest umfaßte nur den Abend des 14. und die Nacht zum 15. Nisan. Da die Quartadezimaner auf dem Konzil von Nicäa im Jahre 325 verurteilt wurden, muß man wohl annehmen, daß deshalb auch die zahlreichen Schriften des

Bischofs Melito der Vergessenheit anheimfielen oder Stücke daraus unter anderen Namen, wie zum Beispiel dem Leo des Großen, überliefert wurden. Die Wiederentdeckung von Melito erfolgte erst 1855, als Cureton syrische Fragmente von ihm veröffentlichte.

Umstritten ist noch, ob es sich in der Schrift «Über Ostern» um eine Predigt handle. Michel Testuz, der Herausgeber des Papyrus Bodmer XIII, weist in seiner umfassenden Einleitung auf die Eigenart des Stils hin. Er ist so kunstvoll, daß vermutet wurde, das Original habe ursprünglich aus lauter Versen bestanden. Der französische Patristiker P. Nautin meinte gar, es sei unmöglich, daß man schon im 2. Jahrhundert einen solchen Stil geschrieben habe. Obwohl diese Ansichten heute aufgegeben sind, wirft J. P. Audet doch die Frage auf, ob Predigt die richtige Gattungsbezeichnung sei. Er hält es für richtiger, von Oster-Lob zu sprechen, wobei mit Ostern wesentlich Christus gemeint ist.

Dogmengeschichtlich ist dieses Oster-Lob wegen seiner Erbsündenlehre, die Grillmeier als griechisch charakterisiert, und wegen seiner Christologie bedeutsam. Von Christus wird ausdrücklich die Gottheit und Menschheit ausgesagt. Grillmeier verteidigt den Melito gegen den Vorwurf des Modalismus, jener Irrlehre, derzufolge die drei göttlichen Personen nur drei verschiedene Wirk- und Erscheinungsweisen einer einzigen göttlichen Person wären. Für jene Stellen aus dem Oster-Lob, auf die Grillmeier Bezug nimmt, ist die Verteidigung Melitos gegen den von Bonner erhobenen Vorwurf sicher begründet. Daneben aber gibt es eine Stelle über Christus wie diese: «Insofern er erzeugt, ist er Vater; insofern er gezeugt ist, ist er Sohn». Deshalb würden wir dem Herausgeber Testuz beistimmen, daß Melito ob solcher Stellen in einer späteren Zeit als nicht mehr ganz orthodox galt und auch deshalb nicht mehr gelesen wurde, er, der nach dem Kirchenhistoriker Eusebius zu den großen Sternen Asiens zählte.

Der Papyrus Bodmer XIII entstammt dem Ende des 3. oder dem 4. Jahrhundert. Mit Ausnahme des ersten Blattes ist er vollständig und sehr gut erhalten. Die fehlenden Sätze wurden von Testuz nach einer andern griechischen Handschrift und einer lateinischen Übersetzung ergänzt, so daß die von Testuz besorgte Ausgabe zum ersten Mal den vollständigen Text der Schrift «Über Ostern» bietet, und zwar im griechischen Original und einer französischen Übersetzung.

M. Brändle

Modernes Antiquariat

	früher DM	jetzt DM
Thomas von Aquin, Das Auge des Adlers	7.—	3.50
Dr. Karl Becker, Das heilige Vaterunser. Ln.	17.60	6.—
Kurt Brem, Konvertit und Kirche. Ln.	20.80	11.40
Clara und Francisus von Assisi	9.80	4.80
Friedrich Dessauer, Mensch und Kosmos. Ln.	9.80	5.—
Josef Dillersberger, Der neue Mensch	8.90	3.85
J. Goubert und L. Christiani, Marienerscheinungen. Ln.	8.90	4.50
Jacques Guillet S. J., Leitgedanken der Bibel. Ln.	15.80	7.—
Peter Lippert S. J., Die Kirche Christi. Ln.	10.80	4.50
Ludwig von Pastor, Tagebücher — Briefe — Erinnerungen. Ln.	28.—	13.—
P. Johann Perk, Die Apostelgeschichte. Ln.	9.80	4.50
Monsignore Pierre Pfister, Unsterbliches Rom. Hln.	28.50	10.80
Prof. Dr. Alois Riedmann, Wie Jesus lebte, litt und starb. Ln.	26.80	9.80
Josef Staudinger S. J., Die Bergpredigt. Ln.	19.15	6.50
P. Otto Joseph Syré S. J., Jesuiten. Zwei Bände. Kart.	9.—	3.20
Prof. Dr. Dr. Ludwig Andreas Veit, Kirche und Volksfrömmigkeit im Zeitalter des Barock. Ln.	19.80	7.50

Verlangen Sie bitte kostenlos unser Verzeichnis «Der Bücher-Kompaß»

Versandbuchhandlung Buch und Presse

Abt. 7, Heidelberg-Wieblingen, Postfach 24.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement. — Belgien-Luxemburg: bFr. 190.—/100.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No 218 505. — Deutschland: DM 15.—/8.—. Best- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Orientierung. — Dänemark: Kr. 25.—/13.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Fr. 17.—/9.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 621.803. — Italien-Vatikan: Lire 2200.—/1200.—. Einzahlungen auf c/o 1/4444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142 181. Sch. 90.—/50.—. USA: jährlich \$ 4.—.

TYROLIA-GESCHENKTASCHENBÜCHER:

Dr. Max Brändle

Kirche, Papst, Maria 178 Seiten

Ehe, Moral und Volksfrömmigkeit 180 Seiten

Bibel, Sakramente, Liturgie 176 Seiten

Weltbild und Glaube 192 Seiten (mit Gesamtregister)

In diesen vier Bändchen des Schweizer Theologen sind Antworten auf Fragen katholischer und evangelischer Christen (erschieden in der Zeitung «Die Tat») enthalten.

Glanzfoliekaschiert je Fr. 5.80

BEI IHREM BUCHHÄNDLER

TYROLIA-VERLAG Innsbruck - Wien - München